Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 42 (1955)
Heft: 13: Vom Briefschreiben

Artikel: Vom Briefschreiben
Autor: Schöbi, Johann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-533506

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 1. NOVEMBER 1955 NR. 13 42. JAHRGANG

VOM BRIEFSCHREIBEN

I. VOM BRIEFSCHREIBEN IN SCHULE UND LEBEN

Von Johann Schöbi

Schon längst war eine Sondernummer der »Schweizer Schule« über den Brief fällig. Der Ruf, daß die Schule bessere Briefe schreiben lehren solle, war immer laut und will je länger je weniger verstummen. Alles mögliche wird empfohlen, und doch scheint es nicht besser werden zu wollen. Nun erwartet man unser Rezept! Würden wir nicht viele vor den Kopf stoßen, wagten wir einen wirklich neuen Rat zu geben: *sich in der Schule überhaupt nicht mehr mit den persönlichen Briefen zu befassen, sondern nur noch vom äußeren Kleide zu sprechen?* Alles andere ergibt sich von selber. Hier teilen wir durchaus Lessings Ansicht, im Briefe an seine Schwester wiedergegeben: Wer etwas drinnen hat und reden kann, wird auch davon schreiben können. Das Primäre ist also das Besitzen, das Besitzen von Erlebnissen, die des Schreibens wert sind und zum Ausdrucke drängen.

Was drängt nun beim Schüler der unteren Stufen? Nichts als der Befehl des Lehrers, einen Brief zu erstellen! Aus dieser hohlen Situation kann nichts Gutes geboren werden. Erinnern wir uns doch der eigenen, ersten Briefschreibversuche! Wir hatten ohne jede innere Veranlassung, ohne jedes eigene Wollen über ein nie geschehenes Ereignis zu berichten, und es wollte einfach nicht gehen. Man kaute um den Federhalter herum und begann: Jetzt muß ich auch wieder einmal zur Feder greifen, um einen Brief zu schreiben. Welcher Lehrer hätte sich nicht schon über diese nichtssagenden Anfänge geärgert, und doch waren sie das einzig Wahre im ganzen verlogenen Inhalt! Wirkliche Briefe können niemals befohlen werden. Größte Meister trugen den Stoff tagelang mit sich herum, ließen sich in der Nacht von ihm bewegen und schrieben erst, als alles zur Explosion drängte. Und weil wir in der Schule meistens nur unwirkliche Briefe schreiben lehrten, konnten sie gar nicht gelingen, *ja wir haben mit unseren verfehlten Versuchen jede Freude am Schreiben wirklicher Briefe untergraben.*

Heute muß ich wieder zur Feder greifen! Haben wir es nicht noch viel später selber erlebt, wie auf Befehl einfach nicht geschrieben werden kann. Und wenn wir es als Erwachsene nicht können, wie darf dies dann den Kleinen zugemutet werden! Es ist

Achtung! Der heutigen Nummer liegt ein Postcheck bei. Wir bitten höflichst um Einzahlung von **Fr. 8.50** für das II. Semester 1955/56 (1. Nov. 1955 bis 30. April 1956).

Damit ersparen Sie uns viel Arbeit und Ihnen unnötige Nachnahmespesen. Adreßänderungen immer frühzeitig melden! Wir danken bestens.

Administration der »Schweizer Schule« VERLAG OTTO WALTER AG OLTEN

gar nicht leicht, in der Schule Situationen zu schaffen, die tatsächlich zum Briefe drängen. Wirkliche Briefe sind die kleinen Zettelchen, die unter den Bänken hin- und hergeboten werden. Ich habe schon einige abgefangen, die wert gewesen wären, als Musterbeispiele eines klaren, knappen und wahren Briefstiles wiedergegeben zu werden. Es gibt auch tadellose Briefe, wenn wir dem Schüler gestatten, alles, was ihn drückt, dem Lehrer schreiben zu lassen. Es braucht so wenig zur äußeren Form, die Anrede: Lieber Herr Lehrer, und die Unterschrift als notwendigen Schluß. Aber die Probleme brennen, und wenn es brennt, wird der Inhalt von selber warm.

Dagegen wird der Brief mit allen möglichen erfundenen Beispielen zutode geritten. Stellt euch vor: Die Mutter ist gestorben – – eine Schwester ist in der Fremde, ihr habt ihr dies zu berichten. Gottseidank lebt die Mutter noch, eine Schwester hat man nicht, wozu auch die vielen Sätze! Probieren wir es selber, aus diesen Grundlagen heraus einen richtigen Brief zu schreiben, und wir werden sehen, wie schwer dies ist, selbst wenn wir schon etwas Ähnliches erlebt haben. Selbstverständlich darf der Schule nicht verboten werden, das Kind zu zwingen, sich in verschiedene Lagen hineinzudenken. Wie kann für den Mitmenschen Mitleid aufgebracht werden, wenn wir nicht seinen Schmerz fühlen lernen. Aber dieses Gefühl muß etwas ganz Persönliches werden, das im Innern tätig bleibt und an Wert verliert, wenn es grob herausgerissen wird. Wir müssen uns mit allen Kräften gegen die *erdachten* Briefe wehren. Sie taugen kaum als wirksame Beispiele und erziehen den Schüler dazu, in den Briefen die Phantasie walten zu lassen. Nun erträgt aber der Brief das Schwadronieren in keiner Weise. Ein Brief, der nicht von A bis Z wahr ist, täuscht, lügt und verdient nicht geschrieben zu werden. Es ist darum ein erbärmliches Zeichen der heutigen Zeit, wenn unsere Gefühle nicht einmal mehr ausreichen, einen lieben Brief an eine Braut zu schreiben, wenn gar Liebesbriefmuster gekauft werden und aus den Büchern der öffentlichen Bibliotheken alles, was als Ersatz dienen kann, herausgeschnitten wird. Hier versagt unser Brief – er muß versagen, weil in der Schule falsche Briefe geschrieben werden.

So packen wir denn die Frage einmal von einer ganz anderen Seite an! Wir bieten Musterbriefe, aus allen möglichen Quellen herbeigeholt und die verschiedensten Gebiete betreffend. Sie mögen unsere Lehrer sein. Wahrscheinlich fällt jedem sofort auf, wie zwanglos sich alles ergibt, wie fast immer die »notwendige« Einleitung fehlt und wie ungekünstelt geplaudert wird. Man plaudert, weil es zum Plaudern drängt. Vielleicht ist es nur der Wunsch, geschwatzt zu haben, vielleicht ist man anderer Meinung oder es will gar von erschütternden Erlebnissen berichtet werden. Man spürt es verschiedenen Belegen an, daß mit guten Briefen nicht nur Kultur-, sondern auch Weltgeschichte geschrieben werden kann. Um darüber hinaus recht vielen zu nützen, haben wir uns in der Auswahl der Beispiele auch an Muster gehalten, die in den Dienst anderer Fächer, wobei wir in erster Linie an Geschichte denken, gestellt werden können. In unerschöpflichem Maße wären uns auch Reiseschilderungen für den lebensvollen Geographieunterricht zur Verfügung gestanden. Leider zwingt uns der mangelnde Raum für dieses Mal davon abzusehen.

Hauptsächlich benutzte Quellen:

1. Die vier ausgezeichneten Briefsammlungen:
   Haueis: Briefe deutscher Klassiker. Sammlung Dietrich.
   Langer: Briefe des alten Frankreich. Sammlung Dietrich.
   Lers: England schreibt Briefe aus sechs Jahrhunderten. Christian Wenger Verlag.
   Nötzel: Russische Meisterbriefe. Verlag Karl Alber.
2. Briefe. Sprachgut der Schweiz. Rentsch Verlag.
3. Thurmair: Kleine Briefschule. Verlag Herder, Wien.
4. Franz Seiler: Erinnerung an Paul de Chastonay. »Schweizer Rundschau.«
5. Briefe Beethovens. Hofmann-Bibliothek.
6. Adalbert Stifter Briefe. Manesse-Verlag.

II.

MUSTERBRIEFE

DEUTSCHE MEISTERBRIEFE

Wie man einen Brief aufsetzen soll

LESSING (1729–1781)
AN DOROTHEA SALOME LESSING

Meißen, 30. Dezember 1743.

Geliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehn wie dieses beisammen stehn kann: ein vernünftiger Mensch zu sein; vernünftig reden zu können; und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch; hätte auch das Gegenteil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben; so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinen 12 Jahren hieltest Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande ist? in seinen 12 Jahre noch etwas zu lernen als in seinen 18, oder 19, noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja: und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit Gutes. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen 100 Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin Dein treuer Bruder.

G. E. Lessing.

Ganz Gespräch

BEETHOVEN (1770–1827)
AN DEN KAPELLMEISTER UND MUSIKALIENHÄNDLER HOFMEISTER IN LEIPZIG

Wien, am 8. April 1802.

Reit' Euch der Teufel insgesamt, meine Herren – mir vorzuschlagen, eine solche Sonate zu machen? – Zur Zeit des Revolutionsfiebers – nun, da wäre das so etwas gewesen, aber jetzt, da sich alles wieder ins alte Gleis zu schieben sucht, Bonaparte mit dem Papste das Konkordat geschlossen – so eine Sonate? – Wär's noch eine Missa pro sancta Maria a tre voci oder eine Vesper etc. – nun, da wollte ich gleich den Pinsel in die Hand nehmen und mit großen Pfundnoten ein Credo in unum hinschreiben, – aber du lieber Gott, eine solche Sonate zu diesen neu angehenden christlichen Zeiten – hoho! – das laßt mir aus, da wird nichts daraus.

Nun im geschwindesten Tempo meine Antwort. Die Dame kann eine Sonate von mir haben, auch will ich in ästhetischer Hinsicht im allgemeinen ihren Plan befolgen – und ohne die Tonarten zu befolgen – den Preis um 5 Dukaten – dafür kann sie dieselbe ein Jahr für sich zu ihrem Genuß behalten, ohne daß weder ich noch sie dieselbe herausgeben darf. Nach dem Verlauf dieses Jahres ist die Sonate nur mein – d.h. ich kann und werde sie herausgeben, und sie kann sich allenfalls, wenn sie glaubt, darin eine Ehre zu finden, sich ausbitten, daß ich dieselbe ihr widme.

Jetzt behüt' Euch Gott, ihr Herren.

Meine Sonate ist schön gestochen, doch hat's hübsch lange gedauert. Mein Septett schickt ein wenig geschwinder in die Welt, weil der P... darauf harrt – und ihr wißt's, die Kaiserin hat's und ... gibt's in der K.

Stadt wie ... ich stehe Euch darin für nichts gut, – darum sputet Euch.

Herr ... hat wieder neuerdings meine Quartette sage voller Fehler und Errata in großer und kleiner Manier herausgegeben, sie wimmeln darin wie die Fische im Wasser, d.h. ins Unendliche. – Questo è un piacere per un autore – das heiß ich stechen, in Wahrheit, meine Haut ist ganz voller Stiche und Risse über diese schöne Auflage meiner Quartette.

Jetzt lebt wohl und gedenkt meiner, wie ich Eurer. Bis in den Tod Euer treuer

L. v. Beethoven.

Voll Unmittelbarkeit

LUDWIG VAN BEETHOVEN (1770–1827)
AN SEINEN NEFFEN
KARL VAN BEETHOVEN

Mein teurer Sohn,

Nur nicht weiter – komm nur in meine Arme, kein hartes Wort wirst Du hören, o Gott, gehe nicht in Dein Elend, – liebend wie immer wirst Du empfangen werden, – was zu überlegen, was zu tun für die Zukunft, dies werden wir liebevoll besprechen, – mein Ehrenwort keine Vorwürfe, da sie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden, nur die liebevollste Sorge und Hilfe darfst Du von mir erwarten. –

Komm nur – komm an das treue Herz Deines Vaters. –

Beethoven.

Komme gleich nach Empfang
dieses nach Hause.

Berichten und plaudern

HANS KONRAD ESCHER
VON DER LINTH
AN JOHANN RUDOLF STEINMÜLLER

Zürich, den 6. Juli 1804.

Teurer Freund!

Ich war doch noch in Bern. Heute vor vierzehn Tagen ward ich von Landammann Heer, Präsident der Linthkommission, einberufen und verreiste Samstag abends noch von Zürich und traf Sonntag abends über Sursee und Huttwil schon bei unserem biedern Helfer Gruner ein. Die Kommission über die Linth war mit zwei Mitgliedern, Dr. Zay von Arth und Ratsherr Freundenreich von Bern, vermehrt. Ich mußte ihr das ganze Linth-Wesen sorgfältig entwikkeln, dann aber waren alle Kommissionsmitglieder, Zay ausgenommen, so sehr von der Gründlichkeit unserer Vorschläge überzeugt, daß sie das Wort gaben, ihr Möglichstes bei der Tagsatzung selbst zu tun und überall die Sache best ihrer Kräfte zu betreiben. Besonders freute es mich, die Bekanntschaft mit Heer zu machen, der sich mit echtem Eifer der Sache annahm und dieselbe sehr richtig übersah. Ich mußte einige nähere Entwicklungen des Vorschlages an die Tagsatzung entwerfen, die einmütig bei der Kommission angenommen wurden, und die Aktienzahl erhöhte sich auf 1600. Heer übernahm selbst den Rapport an die Tagsatzung. Dieser soll letzten Montag vorgelegt worden sein. Ich weiß aber nichts vom Erfolg. Denn Samstag morgens zog ich wieder von Bern ab über Zofingen, Bremgarten, etc nach Zürich und so harre ich auf den weitern Gang des Geschäfts und auf allfällig neue Rufe zur Betreibung desselben.

Die Tagsatzung geht langsam vorwärts. Dagegen ißt und trinkt sie viel, weil die Berner fast täglich aufwixen, so daß es schwer hält nachmittags Kommissionen zu halten und zu diesem Ende hin oft die Morgensitzungen eingestellt werden müssen. Die Berner und Aristokraten tragen nun überall auf mehr Einheit und Verstärkung der Zentral-Regierung an, wowider sich die neuen Kantone und besonders die Waadt sehr lebhaft setzen. So gehts in der Welt! Ich sah Deinen Gn. Herrn oft und machte eine Lustpartie mit ihm und andern; er wird einen Strahlableiter auf sein neues Haus setzen, so wie schon seine Brüder auch haben. Also darfst Du wohl Deinen Gaisern auch von einem für den Kirchturm sprechen. – Der päpstliche Nuntius war auch in Bern und gab eine furiose Note für die Klöster ein. Aber darüber ist ebensowenig Einmütigkeit zu befürchten, als über andere Gegenstände zu hoffen.

Die Pariser Deputierten, die den neugebackenen Kaiser beknixen sollen, harren noch auf Winke, wann sie kommen sollen. Es scheint, man will sie bei einer theatralischen Vorstellung bei irgend einem Fest brauchen zum Spektakel machen. Ich kann mir schon die feinen Phrasen denken, mit denen jeder dieser Deputierten ihren Senf an Mann bringen werden! In Frankreich soll übrigens eine starke Partei ganz furios über den neu entstandenen Phönix sein. Aber was machen? was anders aufstellen? Leider hat das 15 jährige schreckliche staatsrechtliche Experiment keine befriedigenden Data über die beste Regierungsform gegeben. Die Menschen sind Individua, müssen also einzeln durch Kummer und Sturm ausgebildet werden. Würden wir vortreffliche Regierungen erhalten, so entstünde Ruhe, und damit wäre der größte

Hebel menschlicher Kultur gehoben und das Menschengeschlecht ginge nicht mehr den Gang, den es gehen muß, um seinem uns unbekannten Endzweck zu entsprechen. So beruhige ich mich über die Geschichte unserer Tage und all den Jammer, der auf der Welt herrscht; doch ohne durch diese Beruhigung einen Schritt zu versäumen, um da Linderung zu verschaffen, wo ich mit Hoffnung von Erfolg einwirken kann. – Doch da entwickelte ich Dir bei Anlaß der Pariser Deputierten mein ganzes philosophisches System und Moral.

Wahrscheinlich kann meine Gattin wegen Mangel Platzes nicht auf Schinznach und wird in diesem Falle auf Baden gehen. Ich bleibe also angebunden in Zürich. Doch bin ich frohen Mutes dabei mit meiner Tochter und in den schönen Fluten, die meine Heimat umgeben.

Mit Freude denke ich an unsre frohen Wanderungen und erinnere mich heute, daß wir vor einem Jahr mit ungetrübtem Genuß das stille Melchtal besuchten.

Meine Zürcher wandern allmählich zu Dir hinauf. Grüß mir sie, wenn Du sie siehst. In zehn Tagen kommt auch mein Bruder. Erinnere doch den Wirt an ein gutes Gemach für ihn.

Lebewohl. Bald schick ich Dir die Prättigauer Steine in anderer Gesellschaft. Deine Sendungen erhielt ich richtig.

Grüße den Deinen und Deinen Freunden im Rheintal.

Immer der Deine *Escher.*

N.S. Ich sah auch Pestalozzi, der nun bald etwas deutlicher zu reden anfängt über den eigentlichen Zweck seiner Arbeit. Er will die menschlichen Anlagen durch sich selbst vor ihrer Anwendung auf die Wissenschaften entwickeln und erst dann, wann die Menschen diese Entwicklung haben, ihnen die Wissenschaften zu besserer Benutzung vorlegen. Hierüber läßt sich nun doch sprechen; bis jetzt wußte man nicht, wo angreifen!

Sich ganz in den andern hineindenken

DER DICHTER HEINRICH FEDERER

hat nie vergessen, daß er in jungen Jahren als Kaplan von Jonschwil im Toggenburg besonders die Jugend zu betreuen hatte. Durch Vorträge aus Kirchen-, Welt- und Schweizergeschichte und dramatische Aufführungen wußte er in jenen Jahren 1892–1899 besonders die Jünglinge zu fesseln. Er blieb auch, nachdem er, wie er sich in einem seiner Briefe ausdrückt, »in den Trubel von Zürich hineingeschleudert wurde«, mit seinen jungen Jonschwiler Freunden eng verbunden. Mancher Brief der herzlichen Teilnahme in Freud und Leid, selbst nach Jahrzehnten, zeugt davon, daß im berühmten Dichter immer noch der alte Freund und Seelsorger der früheren Kaplanenzeit lebte, der, wenn es not tat, herrlich zu trösten und aufzurichten wußte.

Der nachfolgende Brief wurde von Federer am 31. Dezember 1926, also anderthalb Jahre vor dem Tode des Dichters, geschrieben, in seiner bekannten, unendlich feinen, zarten Schrift. Der Empfänger, Jakob B. aus Jonschwil, zog vor der Jahrhundertwende als hoffnungsvoller Jüngling in die Fremde, erlebte aber im späteren Leben viel Ungemach. Der im Brief erwähnte Freund A. A. war meines Wissens hochgeachteter Landarzt im St. Gallischen, der in verhältnismäßig jungen Jahren starb. L.

Zürich 6, Bolleystr. 44
31. Dez. 1926

Lieber guter Jakob!

Laß' mich Dich heute recht herzlich grüßen, bevor das Jahr vorbei geht. Wie oft denke ich an Dich!

Ich sitze am Tische, mit dem ewigen Atemelend ringend; aber wenn ich sitzen bleibe, geht es einige Stunden ordentlich. Kommen dann die krankhaften Erstikkungshusten, so muß ich zum Apparat greifen, mit dessen Gift ich mir für einige Stunden wieder Luft schaffe. In der Nacht kommt dieser Notbehelf öfter vor.

Du siehst, ich gehe auch nicht mit Jubel ins neue Jahr. Aber ich bin alt und darf nicht mehr erwarten. Du aber und Albert Ammann, Ihr Beide, tut mir unendlich leid. Denn Ihr seid noch so jung. Sicher, es sind auch viele vor Euch dahingegangen, wohin jeder Mensch früher oder später muß und wohin uns alle andern nachkommen werden. Und sicher sind wir alle bei jedem Schritt und jeder noch so schweren Station auf diesem Gange durchaus in Gottes warmer, gütiger Hand. Dennoch braucht es Geduld und Heldenmut, sich in diesen Gedanken zu ergeben.

Ich weiß es, daß Du, ein so temperamentvoller, lebhafter, geweckter Mensch, dieses Heldentum erworben hast. Und das ist doppelt groß und wahrhaft christlich, da es für Naturen Deiner Art viel schwieriger ist als für langsame, an und für sich ruhige, erge-

bene, zufriedene, zahme Menschen. Ich weiß es von mir, der ich doch als Priester voranleuchten sollte, aber der ich eben auch so viel Hitze und Unruhe u. Ungeduld in meinem alten Blute habe, ich weiß es, was das für Kämpfe sind, bis man sich wie ein Kind dem ewigen Vater total ergibt.

Oft erschreckt mich der Tod, aber über dieses Erschrecken hinaus viel größer ist dann doch das Heimweh der Seele, endlich einmal Ruhe, Frieden und jenes ewige Glück zu bekommen, das jedem, der guten Willens ist, bereit steht.

Lieber Jakob, gehen wir so ins neue Jahr hinüber! Herzliche Grüße Dir, Deinen Lieben, auch Deinem Bruder Johann. Auf ein Wiedersehen, das über alles Irdische geht!

Ich denke, an meinem Tische sitzend und nachts beim vielen Wachsein oft an Dich, grüße Dich durch die Stille und bete für Dich und für Deinen

Dir herzlich ergebenen, Dich immer noch so oft als fixen Ministrant mit dem Rauchfäßlein im Geiste erblickenden

Heinrich Federer.

NB. Schreibe mir nicht! Es macht Dir zu viel Mühe. Mir gilt es so, als habest Du schon geschrieben. Dem Albert geht es in den letzten Tagen furchtbar schlecht. Als ich ihn vor 3 Wochen besuchte, habe ich Deinen Gruß gebracht. Es tat ihm wohl.

Goethebriefe: Sich mitten in den Kreis der Briefempfänger denken

GOETHE (1749–1832)
AN SCHÖNKOPF[1]

(Frankfurt), 1. Oktober 1768.

Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend.

NB. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubentüre hereinkomme. Sie Herr Schönkopf sitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckgen hinterm Schreibtisch, Peter liegt unterm Ofen, und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt; so mag sie nur aufstehen, und dem Fremden Platz machen. Nun fange ich an zu diskurieren.

Ich bin lange außengeblieben, nicht wahr? Fünf ganze Wochen und darüber, daß ich Sie nicht gesehen, daß ich Sie nicht gesprochen habe, ein Fall, der in drittehalb Jahren nicht ein einzig Mal passiert ist, und hinführo leider oft passieren wird. Wie ich gelebt habe, das möchten Sie gerne wissen. Eh, das kann ich Ihnen wohl erzählen, mittelmäßig, sehr mittelmäßig.

Apropos, daß ich nicht Abschied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen, und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen.

Ich tue also jetzt, was ich damals hätte tun sollen, ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir so beständig erwiesen haben, und der ich nie vergessen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern, tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden. Wenigstens ich vermisse Sie oft – darüber will ich weggehen, denn das ist immer für mich ein trauriges Kapitel. Meine Reise ging glücklich und mittelmäßig, alles habe ich hier gesund angetroffen außer meinen Großvater, der zwar wieder an der durch den Schlag gelähmten Seite ziemlich hergestellt ist, aber doch mit der Sprache noch nicht fort kann. Ich befinde mich so gut als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden kann; doch geht es etwas besser, ich nehme an Backen wieder zu, und da ich hier weder Mädgen noch Nahrungssorgen habe, die mich plagen könnten, so hoffe ich, von Tag zu Tag weiterzukommen...

Nicht wahr, Madam, das wäre unbillig, wenn ich nicht wenigstens alle Monate einen Brief aus dem Hause bekäme, wo ich bisher alle Tage drinne war. Und schreibt ihr mir nicht; so tut's nichts, den ersten November schreib' ich wieder... Käthgen, wenn Sie mir nicht schreiben, so sollen Sie sehen.

Fortgeschickt den 3. Oktober.

Wie man taktvoll und persönlich bitten kann

GOETHE (1749–1832)
AN W. CHR. GÜNTHER, HOFPREDIGER

(17. Oktober 1806)

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will

[1] Die Tochter Käthchen war eine Jugendliebe Goethes.

meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte

Goethe.

Kurzbericht an den Freund

GOETHE (1749–1832)
AN ZELTER

Karlsbad, 2. September 1812.

... Beethoven habe ich in Teplitz kennengelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Und nun nur noch ein herzliches Lebewohl! *G.*

Goethes Mutter plaudert mit ihrem Sohn

ELISABETH GOETHE (1731–1808)
AN IHREN SOHN

Frankfurt, den 17. November 1786.

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom. Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen. Und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern[1] im Gedächtnis bleiben: »Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurückkommen.« – Aber sehen hätte ich Dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch Du versprichst ja mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt Du mir alles haarklein erzählen. Vor ohngefähr vier Wochen schriebe Fritz von Stein, er wäre Deinetwegen in großer Verlegenheit, – kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte, wo Du wärest, – jedermann glaubte Dich in Böhmen u. s. w. Dein mir so lieber und interessanter Brief vom 4ten November kam Mittwochs den 15. dito abends um 6 Uhr bei mir an – denen Bethmännern[2] habe ihren Brief auf eine so drollige Weise in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht raten. Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuter Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach – Unruhe und Getümmel war jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Lage. Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht; so ruhig mein Körper ist, so tätig ist das, was in mir denkt – da kann ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz alleine zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin – und mehr als vergnügt und zufrieden sein, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht... Du wirst doch, ehe Du kommst, noch vorher etwas von Dir hö-

[1] Einer Freundin des Goethischen Hauses in Frankfurt, von der Goethe in »Dichtung und Wahrheit« spricht.

[2] Der Frankfurter Familie Bethmann (Hollweg)

ren lassen, sonst glaube ich jede Postchaise brächte mir meinen Einziggeliebten – und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht. Lebe wohl, Bester! Und gedenke öfters an

Deine treue Mutter Elisabetha Goethe.

Berichten und politisieren

JEREMIAS GOTTHELF (1797–1854) AN JOSEPH BURKHALTER

Bern, den 18. Oktober 1830.

Schon lange wollte ich Ihnen schreiben, mein lieber Burkhalter; aber der Vorsatz wurde nie zur Tat. Ich werde ein träger Bursche zum Briefschreiben. Mein Amt zwingt mich so viel dazu, daß es freiwillig um so seltener geschieht. Heute nun habe ich eine müßige Stunde, weil ich gestern brav vorgewerchet habe, und weil es Montag ist, so will ich sie benutzen, in der Hoffnung, es sei eine gute Vorbedeutung für alle meine Vorsätze die ganze Woche durch.

Nun ist meine Zeit hier bald zu Ende; mein Nachfolger kommt ungefähr in drei Wochen; dann kann ich mein Joch abschütteln. Freilich ist es mir leichter geworden als anfangs, doch noch immer eines geblieben. Überall waren mir die Hände gebunden; das Predigen aber gab mir Mühe fast noch mehr als im ersten Jahre meines Amtes.

Allerdings ist es mir von bedeutendem Nutzen gewesen; ich habe viel gelernt dabei und glaube, nicht für die Stadt allein, sondern auch für das Land. Ich habe gleich Gelegenheit, dieses zu erproben; denn sobald mein Reich hier zu Ende ist, gehe ich als Vikar auf Lützelflüh. Es ist eine schwere, doch, wie man sagt, eine gute Gemeinde, die in Unordnung ist, aber Ordnung wünscht, was selten der Fall ist. In einem Tage werde ich sie aber nicht herstellen; ich bin abgekühlt und weiß, daß Rom nicht in einem Tage erbaut worden, gut Ding Weile haben wolle.

So will ich die Sache dösele lassen und nur gemach vorweg nehmen, was am nächsten liegt. Hoffentlich komme ich dort auch mehr zur eigentlichen Arbeit als hier; die Einsamkeit, in welcher ich sein werde, wird mich dazu zwingen, während ich hier in größerer gesellschaftlicher Zerstreuung lebte und besonders durch die großen Zeitereignisse von der Theologie weg zur Politik gerissen wurde.

Das ist wahr, es lohnte sich auch der Mühe. Wir haben ein großes Jahr erlebt. Die frühere französische Revolution war aus den gleichen Ideen entstanden und kämpfte dagegen mit physischer Kraft. Darum gelang es auch physischer Kraft, sie zu unterdrücken und den alten Despotismus wieder einzuführen.

Diese Revolution hat hingegen die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen; darum wird sie auch beschlossen bleiben. Sie ist ein neuer, schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer und die Menschen immer verdorbener. Allenthalben zeigt es sich, daß die Völker majorenn werden, d. h. mächtiger, körperlich kräftiger waren sie immer als ihre Herren. Diese aber besaßen höhere Bildung meist und regierten nach dem gleichen Gesetz über sie wie der Mensch über die Tiere, wie der große Öhler über seine Pferde. Sobald das Volk geistig nachwächst, sobald hört dem Wesen nach jene Herrschaft auf. Besteht sie auch dem Gesetz nach noch einige Zeit, so muß doch dieses von selbst fallen; denn die Weltordnung duldet nie lange ein unnatürliches, unvernünftiges Gesetz.

Wenn alle Pferde vernünftig würden, so müßte auch der Müller einen andern Karrer anstellen. Das Volk erwacht allmählich, ist aber noch schlafsturm und weiß nicht recht, auf welche Seite es aus seinem vertroleten Bette kann. Ist es einmal erwacht und begreift es, was allein ihm recht auf die Beine hilft, nämlich eine vernünftige, nicht gelehrte, aber menschliche Bildung, dann geht es mit starken Schritten vorwärts.

Mich wundert recht sehr, wie man bei Ihnen diese Zeit und ihre Bewegung auffaßt, ob sie Leben bringt in die tote Masse und das stille Murren zu klaren, deutlichen Ansichten und Forderungen sich gestaltet. Macht mir eine Landkarte darüber. Ihr habt wohl Zeit. Die Abende fangen an lang zu werden, und die Frau wird nicht immer etwas zum Rüsten haben. Hier ist man wunderlich bewegt. Laut sagt man: das Land ist durchaus zufrieden; es wünscht gar nichts Besseres, obschon man ihm von allen Seiten sage, ihr sollt unzufrieden sein, und doch zeigt man in allen Dingen eine geheime Bangigkeit, eine ängstliche Sorge, man weiß nicht für was. Man rüstet sich gegen Gewalt und denkt nicht daran, daß man wahrscheinlich nur gegen die Vernunft wird zu kämpfen haben, gegen welche Gewalt nichts vermag. Mit Vernunft sich zu rüsten, wenn man sie nicht hat, ist eine schwere Sache. Aus nichts wird nichts, und wo nichts ist, verliert auch der Kaiser sein Recht. Vernünftige Anforderungen werden von allen Seiten laut, und gespannt ist man darauf allgemein, wie sie werden aufgenommen werden.

Nun habe ich viel und lang geplaudert und mit Freuden. Ich hoffe, meine Trägheit werde durch eine schnelle Antwort beschämt. Sie, die ganze Familie und alle meine Bekannten bestens grüßend, verbleibe

Ihr getreuer Freund
Alb. B.

Begleitbrief zu einer Buchwidmung

JEREMIAS GOTTHELF (1797–1854)
AN JOHANN JAKOB REITHARD

Lützelflüh, den 22. November 1841.

Mein lieber Herr!

Wo zum Ketzer hets, daß ich gar nichts von Ihnen vernehme und Sie mir kein Zeichen tun? Sind Sie gestorben, verheiratet oder haben Sie den Pfnüsel?

Ich habe links gefragt und habe rechts gefraget und habe nichts vernommen, und schreiben wollte ich Ihnen eigentlich auch nicht. Soeben erhalte ich meinen Uli, und da konnte ich fast nicht anders, als demselben Beine machen zu Ihnen hin. Aber geschrieben soll das gar nicht sein, es sind eben nur die Beine, die ich dem Uli untern g'macht.

Doch grüßen will ich Sie noch freundlicher nebst den Ihrigen allen.

Ihr alter

Albert Bitzius.

Ein Liebesbrief Grillparzers strotzt vor Gegenwärtigkeit

GRILLPARZER (1791–1872)
AN KATHARINA FRÖHLICH

Jamnitz, 4. Oktober 1823.

Du abscheuliches Ding!

Ich glaube gar, ich bin in Dich verliebt! Seit gestern, da ich nämlich Deinen kritzlichen Brief erhielt, hab' ich ihn schon dreimal gelesen, und eben war ich im Begriff, es zum vierten Male zu tun, als ich mich besann, daß man seinen Charakter soutenieren muß, den Brief in die Schublade warf, diese zuschloß und mir vornahm, das Geschreibe gar nicht mehr anzusehen.

Ernsthaft! Der Brief hat mir viel Freude gemacht. Erstens weil er so herzensgut ist, wie alles was von Dir kommt; dann aber auch weil er so gut geschrieben ist, so ganz wie ich's liebe. Ich sehe schon, ich muß bald wieder eine neue Reise unternehmen, um mehr solche Briefe zu bekommen.

Du schreibst nicht, wie es Dir geht: ich hoffe gut. Ich selbst finde mich beträchtlich besser, als bei meiner Ankunft, was ich zum Teile der Sorgfalt Flurys verdanke, der sich wirkliche Verdienste um mich erworben hat.

A propos! Flury hat mir gesagt, Du habest seiner Frau einen Besuch gemacht. Obgleich jeder Schritt über die Gasse eigentlich meinen Befehlen zuwiderläuft, so freut es mich doch, daß Du die Bekanntschaft dieser Frau gemacht hast, die, wenn sie wirklich so ist, wie ihr Mann sie beschreibt, ein vorzügliches Wesen sein muß. Schreibe mir doch, was sie auf Dich für einen Eindruck gemacht hat, und ob vorauszusetzen ist, daß sie mir meinen Vorsatz, die Bekanntschaft mit Flury auch in Wien fortzusetzen, nicht verleiden werde.

Unsere Abreise wird gewiß vor dem 15. dieses Monats nicht statthaben. Wenn sie sich auf länger hinausschiebt, so hoffe ich doch nicht auf viel länger. Obschon ich mich diesmal etwas angenehmer befinde, so ist mein Wunsch zur baldigen Rückkehr doch nicht minder lebhaft. Wenn ich dir sagte, wie groß Dein Anteil an diesem Wunsche ist, würdest Du's doch nicht glauben.

Adieu! Grüße Deine Schwestern. Auch die Beste von euch: nämlich die Abwesende. Ich habe euch alle lieber, als ich selbst weiß.

Bald einen zweiten Brief. *Grillparzer.*

Neujahrsbrief Herders

HERDER (1744–1803)
AN HAMANN

Weimar, 13. Januar 1777.

Gott mit Ihnen, lieber Hamann. Ein verpflanzter Mensch ist wie ein Kind neu geboren: er muß also lang erst nach Luft schnappen und Dinge sehen lernen, wie sie sind, ehe er spricht und sprechen kann: so war's auch mit mir, deswegen schreibe ich so langsam und vielleicht noch zu früh. Indes kann ich nicht umhin, Ihnen wenigstens Neujahr zu wünschen und mich zu erkundigen, wie Sie leben.

Meine Abreise war, wie Sie denken können, sehr tumultvoll, indes anders, als ich dachte. Ich hatte so manches böse Blut gegen den Grafen, daß ich glaubte, er müßte es auch gegen mich haben, sagte ihm also sehr spät von meinem Rufe und fand ihn plötzlich so höflich und voll so überspannter Hochachtung, daß ich fast glaubte, die Freude, mich zu verlieren, trüge zum Bedauern und zur Höflichkeit bei. Beim Lande (einige Miträte ausgenommen) war das Gegenteil, und also ward aus so entgegenströmenden Flüssen ein Wirbel, der uns zuletzt sehr betäubte und mich fast toll und überdrüssig machte.

Alle Gedanken der Witwe Herders gehen zu ihrem verstorbenen Gatten zurück

CAROLINE HERDER
AN J. G. MÜLLER

Weimar, den 7. Januar 1804.

Mit welchem neuen Schmerze habe ich Ihren Brief gelesen, besonders die Worte: »Ich kann andern helfen und ich selbst muß hier verharren, wo ich lauter Geschäfte machen muß, zu denen ich weder die gehörigen Kenntnisse und Kräfte, noch im ganzen nur einige Neigung habe.« Ach, solche Worte waren der Dolch, womit er sein armes zerbrochenes Herz täglich verwundete! Fünf Tage vor seinem Ende jammerte er noch so unaussprechlich wehmütig: »Ach, könnte ich mein Leben wieder zurückrufen, wie anders wollte ichs anwenden! Ach, ich Tor, warum tat ich nicht, was ich einzig wollte!« Nur die zwei letzten Stücke der Adrastea wünschte er noch zu endigen, um darein sein ganzes Bekenntnis niederzulegen. Unaussprechliche Gedanken hatten sein ganzes Wesen erfüllt, er hatte weder Tag noch Nacht Ruhe. Es trieb ihn unaufhörlich, er müsse schreiben – und doch ließens die so sehr gereizten, geschwächten Nerven nicht zu.

Ich bin unaussprechlich elend, wenn ich an diese schreckliche Verpflanzung hierher gedenke. Wenn ich mich nicht an Gottes unerforschlichen Ratschluß halten könnte, ich müßte verzweifeln.

Gottfried Keller kondoliert

GOTTFRIED KELLER (1819–1890)
AN LUDMILLA ASSING

Verehrtes Fräulein!

Auf eine mehr als ernste Weise sehe ich mich veranlaßt, endlich wieder von mir hören zu lassen. Es ist das so unerwartet hereingebrochene und – jeder wird sagen – noch allzufrühe Hinscheiden Ihres hochverehrten und teuren Oheimes, wovon mich die Nachricht dieser Tage ereilte, als ich beinah' eher an meinen eigenen Tod gedacht hätte.

Erlauben Sie mir, Ihnen nur mit zwei Worten zu sagen, daß ich sogleich an Sie denken und Ihnen meine innigste Teilnahme zuwenden mußte. Sie erleiden einen Verlust, eine Trennung, mit welcher nicht leicht ein anderes Verhältnis sich vergleichen läßt. Der Hingeschiedene selbst ist um sein rasches leises Sterben, noch im hellen Abendscheine seines Daseins, eher zu beneiden als zu beklagen; mich dünkt, es entspricht seinem ganzen männlichen und doch so milden heitern Leben.

Ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht mehr habe sehen können. Ich habe die Nachricht erst abends spät vernommen, da ich den ganzen Tag zu Hause gesessen hatte und keine Zeitung zu Gesicht bekam. Am Morgen darauf, als es noch dunkel war, wachte ich ungewöhnter Weise beim Klange der Frühglocke auf und dachte gleich: Also Varnhagen ist tot! Ich fühlte in dieser Morgenstille, welch ein Zeitabschnitt und welche Welt mit ihm dahinging. Ich fühlte es um so tiefer, als der Verewigte beinahe der einzige große Zeuge jener Jahre war, mit welchem ich noch in einige freundliche Berührung kommen durfte.

Ihnen, verehrtes Fräulein Assing, spreche ich noch den Dank aus, den ich dem

freundlichen Wohlwollen des Seligen schuldig bin. Ich denke, Sie werden durch das Ereignis mehr in ein erneutes bedeutendes Leben als in eine hülflose Trauer hineingeführt werden, und so will ich getrost Sie den Eindrücken überlassen, welche das allgewaltige Schicksal allen Sterblichen zuteil werden läßt.

Ihr teilnahm- und achtungsvoll ergebenster *Gottfr. Keller.*

Zürich, den 22. Oktober 1858.

Klopstock beklagt sich

KLOPSTOCK (1724–1803)
AN GOETHE

Hamburg, 29. August 1776.

Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungerne in das mische, was andere tun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis erhielt, so erklär' ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht wert sind, daß ich ihn gegeben habe.

Stollberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr wenn er sich selbst hört.

Klopstock.

Trauerbrief

KLOPSTOCK (1724–1803)
AN METAS SCHWESTERN

Itzehoe, den 21. Juni 1759.

Ich weiß nicht, ob die Bäume, die Sie und Ihre Schwester bei die beiden Gräber in Ottensen setzen, schon lange Schatten gegeben haben werden, wenn ich bei meiner Meta[1] ruhen werde; aber das weiß ich wohl, daß dies kurze Leben schnell vorübergeht, und daß wir uns dann alle wiedersehen werden. *Klopstock.*

[1] Verstorbene Braut.

Lessing, der Meister des brieflichen Zwiegespräches, diskutiert mit dem Freund über sein Kranksein

LESSING (1729–1781)
AN KARL WILHELM RAMLER

Breslau, 5. August 1764.

Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! – Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wiederhergestellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll; und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unsers Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Ökonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Torheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie sich also gesund, liebster Freund; aber womöglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse und ihm zu Gemüte führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles neunzig Jahre werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O lassen Sie mich davon abbrechen, liebster Freund!

... Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige, *Lessing.*

Schreibt dem Bruder über seine Vermählung

LESSING (1729–1781)
AN KARL LESSING

Wolfenbüttel, 1. Dezember 1776.

Mein lieber Bruder,

... Aber von meiner Verheiratung hätte ich Dir recht viel zu sagen, und sollte auch wohl. Meine Frau kennst Du, ob Du gleich

ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einziges Mal gesehen, und sie mir es noch oft vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht. Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, wo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und sieh. Sie läßt sich indes Dir vielmals empfehlen und wünscht, daß Du Deinem Bruder, mit ebenso vieler Zärtlichkeit auf beiden Seiten, bald nachfolgen mögest.

In innerer Qual

LESSING (1729–1781)
AN ESCHENBURG

(Wolfenbüttel, 31. Dezember 1777.)

Mein lieber Eschenburg,

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz: Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand!

Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich sage. – War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrat merkte? – War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? – Freilich zerrt mir der kleine Wuschelkopf auch die Mutter mit fort! – Dennoch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. – Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

Lessing.

Grimmige Selbstkritik

LESSING (1729–1781)
AN ESCHENBURG

Wolfenbüttel, 7. Januar 1778.

Mein lieber Eschenburg,

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verrät. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin. – Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen: und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen...

Ihr ergebenster Freund

Lessing.

Gratulationsschreiben C. F. Meyers zum 70. Geburtstag G. Kellers

CONRAD FERDINAND MEYER (1825–1898)
AN GOTTFRIED KELLER

Kilchberg, 6. Juli 1889.

Verehrter Herr,

Erlauben Sie, daß ich jetzt schon zu Ihrem 70. Geburtstag Glück wünsche, bei meiner bevorstehenden Abreise ins Gebirge.

Ich tue es mit dankbarem Herzen. Während meines längeren Unwohlseins hatte ich die Muße, wieder einmal Ihre ganze Dichtung langsam zu durchlaufen, und sie hat mir äußerst wohl getan, mehr als jede andere, durch ihre innere Heiterkeit. Auch meine ich, daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung Ihrer Schriften ist.

Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten.

Was mich betrifft, habe ich lange nicht

dieselbe Lebenssicherheit; doch werde ich die mir noch beschiedene Zeit nach Kräften nützen.

Daß ich Sie stets nach meine Kräften gewürdigt, verehrt und lieb gehabt habe, wissen Sie, wie auch ich gewiß bin, daß Sie – trotz meiner Mängel – Ihre gute Meinung und Ihr Wohlwollen mir erhalten werden.

Also Gott befohlen, Herr Gottfried!

Ihr

C. F. Meyer.

Aus Nietzsches abgründiger Einsamkeit

FRIEDRICH NIETZSCHE (1844–1900)
AN FREIHERRN VON SEYDLITZ,
KAIRO

Nisza, Pension de Genève,
den 12. Februar 1888.

Lieber Freund,

das war kein »stolzes Schweigen«, das mir inzwischen den Mund fast gegen jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demütiges, das eines Leidenden, der sich schämt zu verraten, wie sehr er leidet. Ein Tier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist, so tut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (meine Formel dafür ist »Umwertung der Werte«) ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden, – etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausginge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus... Unter uns gesagt, zu dreien – es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch einwenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab – durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen! – In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahre stehe und ungefähr fünfzehn Werke heraus gegeben habe (darunter ein non plus ultra, den Zarathustra), auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: »excentrisch«, »pathalogisch«, »psychiatrisch«. Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in bezug auf mich, es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, – aber wie kommt es, daß niemand protestiert dagegen ?, daß niemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde ? – Und jahrelang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe –

Entschuldigungs- und Kondolenzschreiben Mörikes voll feinfühliger Diskretion

EDUARD MÖRIKE (1804–1875)
AN STORM

Stuttgart, den 10. Juni 1865.

Verehrter teurer Freund!

Gleich bei den ersten Zeilen Ihres Briefes erriet ich alles! – ein angstvoll voreilender Blick auf die folgende Seite bestätigte mir's. – Ich fing von neuem an zu lesen, und als ich fertig war, vermochte ich lange nicht meine Leute zu rufen, um es ihnen zu sagen. Mein erster Eindruck war ein dumpfer Schreck, ein verworrener Schmerz, augenblicklich mit tausend bittern Gedanken versetzt, die sich wider mich kehrten. Um die reine Empfindung der edelsten Trauer und deren Ausdruck Ihnen gegenüber sollte ich mich, so schien es, durch eine Reihe unbegreiflicher Versäumnisse ganz und gar selbst gebracht haben. Und doch kam es bald anders; es war etwas in mir, das mich auf Ihre Güte hoffen ließ, nachdem dies redliche Bekenntnis abgelegt wäre. Bester Mann, ich kann für diesmal nicht viel weiter sagen, allein ich komme sicherlich in nächster Zeit wieder.

Hier folgt das liebe Bild. Wie oft ist es die Jahre her von uns und anderen beschaut und bewundert worden! Wir haben es zum Abschied noch alle einmal lange angesehen und trösten uns auf den von Ihnen gütigst verheißenen Ersatz.

In Ihrem letzen Büchlein kommt die herrliche Beschreibung eines in Mittags-Einsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchem Freund einen vor-

läufigen Begriff der süßesten Reize Stormscher Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal vor die Seele und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im Nachgenuß alles dessen, was Sie an ihr hatten. Erhalten Sie sich Ihren männlichen Mut für das Leben, für Ihre ruhmvolle Tätigkeit nach mehr als einer Seite.

Wir grüßen Sie und Ihre Lieben auf das innigste; ich aber insbesondere bin mit unveränderlicher Verehrung und Anhänglichkeit der Ihrige. *E. M.*

Glückwunschschreiben des 21jährigen Mozart an seinen Vater

MOZART (1756–1791)
AN DEN VATER

Mannheim, 8. November 1777.

Allerliebster Papa!

Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Schatten und Licht geben: ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnungen und Gedanken nicht ausdrücken: ich bin kein Tänzer. Ich kann es aber durch Töne: ich bin ein Musikus. Ich werde auch morgen eine ganze Gratulation sowohl für Dero Namens- als Geburtstag bei Cannabich auf dem Klavier spielen. Für heute kann ich nichts als Ihnen, mon très cher père, alles vom ganzen Herzen wünschen, was ich Ihnen alle Tage, morgens und abends wünsche: Gesundheit, langes Leben und ein fröhliches Gemüt. Ich hoffe auch, daß Sie jetzt weniger Verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war; denn ich muß bekennen, daß ich die einzige Ursach war. Man ging mit mir schlecht um, ich verdiente es nicht. Sie nahmen natürlicherweis Anteil, aber zu sehr. Sehen Sie, das war auch die größte und wichtigste Ursache, warum ich von Salzburg wegeilte. Ich hoffe auch, mein Wunsch ist erfüllet. Nun muß ich mit einer musikalischen Gratulation schließen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie so viele Jahre leben möchten, als man Jahre braucht, um gar nichts Neues mehr in der Musik machen zu können. Nun leben Sie recht wohl; ich bitte Sie recht untertänig, mich noch ein bißchen liebzuhaben und mit diesem schlechten Glückwunsch unterdessen vorliebzunehmen, bis in meinem engen und kleinen Verstandskasten neue Schubladen gemacht werden, wo ich den Verstand hintun kann, den ich noch zu bekommen im Sinn habe.

Schiller schreibt sich seine Erfahrungen von der Seele: Über seine innere Auseinandersetzung mit Goethe

SCHILLER (1759–1805)
AN GOTTFRIED KÖRNER

Weimar, 2. Februar (Montag) 1789.

... Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben – dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir über-

aus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurteilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urteil über mich wenigstens eher *gegen* mich als *für* mich parteiisch. Weil mir überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen... *Schiller.*

Über seine erste Vorlesung

SCHILLER
AN GOTTFRIED KÖRNER

Jena, 28. Mai (Donnerstag) 1789.

Vorgestern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte. Das Reinholdische Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ohngefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen; ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung, der Neugierde wegen, eine größre Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte die größre Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debutierte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Mut nahm eh'r zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgendeinem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe voll gedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag tun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisstraße hinunter, die eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen was sie konnten, um in Grießbachs Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn? Was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: Der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile von Reinhold begleitet nach, es war mir als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz durchzuwandern hatte, Spießruten liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es voll gedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Haustüre besetzt war und im Auditorio selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden, unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Kontenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Türe konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir wiederfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemal meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporiert. Indes kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee: daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft

abenteuerlich, mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht – aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amt immer nur der hundertste Teil der Absicht erfüllt wird...

Einladung an den Freund, sich mit ihm zu freuen

SCHILLER (1759–1805)
AN GOTTFRIED KÖRNER

Jena, 13. Dezember (Dienstag) 1791.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Taler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delikatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß, wenn ich dann angestellt sein wollte, man dazu Rat schaffen würde – aber dies geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar noch zu neu ist, und noch vieler anderen Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in einem oder zwei Jahren geschieht.

Wie mir jetzt zumute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden oder es fällt mit Mainz etwas vor – und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt.

Aber was detailliere ich Dir dieses alles? Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann Dir für heute nichts mehr sagen. – Deinen Brief, den ich heute erhielt, beantworte ich das nächstemal. Tausend Grüße an Minna und Dorchen, von mir und meiner Lotte. Ewig Dein S.

Widmungsschreiben

FRANZ SCHUBERT (1797–1828)
AN GOETHE

([Steyer,] Anfang Juni 1825)

Euer Exzellenz!

Wenn es mir gelingen sollte, durch die Widmung dieser Komposition Ihrer Gedichte meine unbegrenzte Verehrung gegen E. Exzellenz an den Tag legen zu können und vielleicht einige Beachtung für meine Unbedeutenheit zu gewinnen, so würde ich den günstigen Erfolg dieses Wunsches als das schönste Ereignis meines Lebens preisen. Mit größter Hochachtung Ihr ergebenster Diener *Franz Schubert.*

Dank- und Liebesbriefe Stifters an die Gattin

STIFTER (1805–1868)
AN AMALIA STIFTER

Kirchschlag, 19. März 1866.

Ich ging nach sechs Uhr ins Freie, es war ein ganz wolkenloser Himmel und stille, warme Luft. Nie in meinem Leben aber habe ich die Alpen in so sanfter Hoheit gesehen wie heute. Die Schneefelder schimmernd in der Morgensonne, das Blau der Felsenschaften so mild von dem weichen, milchig grünlichen Himmel abgehend und doch alles so deutlich, daß man meinte, darnach greifen zu können. Ein so edles Gefühl kam in meine Seele, daß ich dir es nicht beschreiben kann. Ich dachte an Gott, der alles gemacht hat, und es war ein heiliges Ge-

bet in meinem Innern. Ich dachte dann an dich, die du mir nach Gott das Höchste bist, und wie eine lichte Wolke, war es mir, schwebe Liebe von mir zu dir ins Tal hinab. Ich wandte mich wieder zu Gott und dankte ihm, daß er mir aufs neue nach langer Seelenumschattung der Krankheit diese Empfindungen gegeben hat. Ich habe die Natur wieder, ich habe dich, du meines Lebens Freude wieder. Ja, ich kann sagen, du teures Weib, du bist mir gleichsam neu wiedergegeben. Das sind lauter gute Zeichen, und wenn noch Schwankungen kommen mögen, der Zauber, der meine Seele umschnürt hat, ist gebrochen.

Wie Gott hat den Menschen beglückt, daß er ihm Liebe gab, Liebe empfinden und Liebe schenken zu können! Aber was sage ich: dem Menschen? Die ganze Welt ist auf Liebe gebaut, ein Meer von Liebe ist alles.

ADALBERT STIFTER (1805–1868)
AN SEINE FRAU AMALIA STIFTER

Lackerhäuser, 15. November 1866.

Heute, an unserem geliebtesten Festtage, schreibe ich weiter. Im Geiste sage ich dir einen herzlichen, innigen guten Morgen, im Geiste küsse ich dich auf deine sanften Lippen, und im Geiste danke ich dir noch einmal für all das Gute, das mir in diesen vielen Jahren so reichlich von dir zugekommen ist, und im Geiste bitte ich dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich dir zugefügt habe. Mit deinem Bilde im Herzen ging ich gestern zu meiner Schlummerstätte, mit deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und tat ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unser Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieses Band noch eine Zeit erhalten möge. Ich betete für dich, daß er dich bewahre, schütze, segne, und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, dir alles zu sein, was meine Pflicht ist. Ich ward nach diesem Gedanken zu Gott recht ruhig und zuversichtlich in meinem Gemüte.

FRANZÖSISCHE MEISTERBRIEFE

Verbindliche Entschiedenheit im Trostbrief eines Staatsmanns, der eine Verurteilung begründen muß

RICHELIEU (1585–1642)
AN DEN HERZOG VON MONTMORENCY

24. Juni 1627.

Der Unfall, der Herrn de Bouteville zugestoßen ist, läßt mich die Feder ergreifen, um Ihnen auszusprechen, daß niemand mehr als ich den Schmerz mitfühlt, den Sie über den Verlust einer Person, die Ihnen so nahe stand, empfinden. Dem Könige hat es mehr leid getan, als ich Ihnen sagen kann, hierbei zum Äußersten schreiten zu müssen. Die so häufigen Rückfälle aber, denen jener sich freien Willens hingab, in einer Angelegenheit, die geradeswegs sein Ansehen untergrub, haben es bewirkt, daß er – um die Wurzeln dieses in seinem Königreiche so unausrottbaren Übels abzuschneiden – glaubte vor seinem Gewissen und vor Gott und vor den Menschen verpflichtet zu sein, bei diesem Anlaß der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Bei jedem andern, wo es nicht um das Wohl seines Staates geht, werden Sie zweifellos die Beweise seines guten Willens empfangen. Ich selbst, mein Herr, beschwöre Sie zu glauben, daß alles, was Sie von meiner Zuneigung wünschen werden, Ihnen klarer als meine Worte zeigen wird, daß ich, so sehr man es sein kann, Ihr sehr ergebener Diener bin.

Herr Bouteville wurde hingerichtet, weil er sich gegen das strenge Duellverbot verstieß.

Väterlich-entschiedener Mahnbrief eines Vorgesetzten

SAINT VINCENT DE PAUL (1576–1660)
AN EINEN MISSIONAR

Man hat mir mitgeteilt, daß Sie zu große Anstrengungen machen, wenn Sie zum Volke sprechen, und daß dieses Sie sehr

schwächt. Im Namen Gottes, mein Herr, schonen Sie Ihre Gesundheit und mäßigen Sie Ihr Wort und Ihre Gefühle! Ich habe Ihnen früher gesagt, daß Unser Herr die Rede segnet, die man im gewohnten Umgangstone hält, weil er selbst in dieser Art gelehrt und gepredigt hat, und daß diese Sprechweise, da sie natürlich ist, auch viel leichter ist als die andere, die gezwungen ist, und daß das Volk sie lieber hat und mehr Nutzen daraus zieht. Werden Sie glauben, mein Herr, daß die Schauspieler das erkannt und ihre Sprechweise geändert haben und ihre Verse nicht mehr in dem gehobenen Tone vortragen, wie sie es einstmals taten? Sie tun es nun aber mit mittlerer Stimme und als ob sie vertraulich mit denen sprächen, die ihnen zuhören! Eine Persönlichkeit, die jenem Stande angehört hat, erzählte es mir in diesen Tagen. Wenn nun das Verlangen, der Welt mehr zu gefallen, das über den Geist jener Schauspieler vermocht hat, welch ein Grund zur Beschämung würde es für die Prediger Jesu Christi sein, wenn Liebe und Eifer, das Heil der Seelen zu gewinnen, nicht die gleiche Macht über sie hätte!

Amüsantes Erzählen, das am Schlusse zu Wesentlichem vorstößt

MARQUISE VON SÉVIGNÉ (1626–1696)
AN DEN MARQUIS VON POMPONNE

1. Dezember 1664.

Ich muß Ihnen ein kleines Geschichtchen erzählen, das sehr wahr ist und Sie erheitern wird. Der König befaßt sich seit kurzem damit, Verse zu machen. Der Herzog von Saint-Aignan und der Marquis von Dangeau bringen ihm bei, wie man es anfangen muß. Neulich machte er ein kleines Madrigal, welches er selbst nicht allzu hübsch fand. Eines Morgens sagte er zum Marschall von Gramont: »Herr Marschall, lesen Sie bitte dieses kleine Madrigal! Und überzeugen Sie sich, ob Sie jemals ein so grobes gesehen haben! Weil man weiß, daß ich seit kurzem die Verse liebe, bringt man mir welche aller Art.« Der Marschall sagte, nachdem er gelesen hatte, zum König: »Sire, Eure Majestät urteilt himmlisch gut über alles. Es ist wahr: das ist das dümmste und lächerlichste Madrigal, das ich je gelesen habe.« Der König begann zu lachen und sagte: »Nicht wahr? Der es geschrieben hat, ist recht albern?« – »Sire, es ist unmöglich, ihm einen anderen Namen zu geben.« – »Ach! sagte der König, ich bin entzückt, daß Sie mir so fein darüber gesprochen haben. Ich habe es gemacht.« – »O! Sire, welch Verrat! Eure Majestät möge es mir zurückgeben! Ich habe es zu rasch gelesen.« – »Nein, Herr Marschall. Die ersten Gefühle sind immer die natürlichsten.« Der König hat über diesen Scherz sehr gelacht, und jeder findet, daß dieses der grausamste Streich ist, den man einem alten Höfling spielen kann. Ich jedoch, die ich stets gern mir Gedanken mache, möchte, daß der König sich welche darüber machte und daran erkennen würde, wie weit entfernt er ist, je die Wahrheit zu erfahren.

Sorge und Klage in schwerer Zeit

BISCHOF FLÉCHIER (1632–1710)
AN DIE MARQUISE VON SENECTERRE

Sie haben recht, mich in der traurigen Lage, in der ich mich hier seit fast zwei Jahren befinde, zu beklagen, wo ich die neu Bekehrten meines Bistums, die – wie Sie wissen – in der Stadt und auf dem Lande sehr zahlreich sind, die ich seit ihrer Bekehrung unterwiesen, bedient, unterstützt, mit viel Milde und Barmherzigkeit behandelt hatte, fast vollkommen wieder alle abgefallen und mit einem Male in Feinde Gottes, des Königs, der Katholiken und besonders der Geistlichen verwandelt sehe. Die Ausübung unserer Religion ist in drei oder vier Bistümern fast beseitigt, mehr als viertausend Katholiken sind auf dem Lande ermordet, achtzig Priester niedergemetzelt, an zwei-

hundert Kirchen niedergebrannt worden. Das ist der Stand der Dinge im allgemeinen.

Wir selbst sind in einer Stadt, wo wir weder Ruhe, noch Freude, selbst nicht einmal Trost haben. Sind die Katholiken die stärkeren, fürchten die andern ermordet zu werden; sind die Fanatiker hier in großer Zahl, fürchten es die Katholiken ihrerseits. Ich muß trösten und bald die einen, bald die anderen beruhigen. Wir sind hier wie eingeschlossen, und man kann nicht fünfzig Schritte aus der Stadt herausgehen ohne Furcht und ohne Gefahr, getötet zu werden. Es ist nicht gestattet, sich zu ergehen oder frische Luft zu schöpfen. Von meinen Fenstern aus habe ich alle unsere Landhäuser ungestraft verbrennen sehen. Es vergeht fast kein Tag, an dem ich nicht beim Erwachen irgendein Unglück erfahre, das sich in der Nacht zugetragen hat. Mein Zimmer ist oft voller Leute, die man zugrunde gerichtet hat, armer Frauen, denen man gerade die Gatten getötet hat, geflüchteter Pfarrer, welche die Leiden ihrer Pfarreien darlegen. Alles erregt Abscheu, alles erregt Mitleid. Ich bin Vater, ich bin Hirte. Ich muß die einen trösten, die anderen besänftigen, allen helfen und Unterstützung geben. Man hat eine große Truppe jener Aufständischen vernichtet und glaubt, alles sei zu Ende. Man täuscht sich. Die Geister sind so verdorben, daß ihre Niederlagen sie nur weiter aufreizen. Das ist mein Zustand und meine Beschäftigung.

Autoritatives Kurzschreiben aus Verantwortungsbewußtsein

LUDWIG XIV. (1638–1715)
AN DEN ERZBISCHOF VON REIMS
LE TELLIER

Ich weiß, was ich dem Andenken des Herrn von Louvois schuldig bin. Wenn aber Ihr Neffe sein Benehmen nicht ändert, werde ich gezwungen sein, einen Entschluß zu fassen. Es wird mir leid tun, aber es muß einer gefaßt werden. Er hat Talente, aber er benutzt sie nicht richtig. Anstatt zu arbeiten, gibt er den Prinzen zu häufig große Essen. Er vernachlässigt die Geschäfte um seiner Vergnügungen willen. Er läßt die Offiziere zu lange in seinem Vorzimmer warten, spricht zu ihnen voll Hochmut und manchmal voll Schroffheit.

Tadel eines Bischofs am Brief eines Paters über die Komödie

BISCHOF BOSSUET (1627–1704)
AN DEN THEATINERPATER CAFFARO

9. Mai 1694.

An Sie selbst, ehrwürdiger Vater, richte ich zuerst im geheimen unter uns beiden, dem Gebote des Evangeliums gemäß, meine Klagen über einen Brief in Form einer Abhandlung über die Komödie, den jeder Ihnen als gewiß zuschreibt, und zu dem Sie sich, wie man mir vor kurzem versichert hat, bekannt haben. Wie dem auch sein mag: sind Sie nicht der Verfasser, wird Ihnen eine Nichtanerkennung keine Mühe machen, und dann gelten meine Worte nicht mehr Ihnen. Sind Sie es doch, so beklage ich mich hierüber bei Ihnen wie ein Christ bei einem Christen und wie ein Bruder bei einem Bruder...

Das erste, was ich daran aussetze, ist, daß Sie haben sagen und wiederholen können, die Komödie, so wie sie heute ist, verstoße nicht gegen die guten Sitten und sei jetzt auf der französischen Bühne so geläutert, daß selbst das keuscheste Ohr nichts dabei heraushören könnte. Dann müssen wir also die Gottlosigkeiten und Schändlichkeiten, von denen die Komödien Molières voll sind, für ehrenwert durchgehen lassen, oder Sie dürfen unter die heutigen Stücke die eines Autors nicht einreihen, der eben gestorben ist und noch jetzt alle Theater mit den gröbsten Zweideutigkeiten erfüllt, mit denen man je christliche Ohren vergiftet hat.

Zwingen Sie mich nicht dazu, sie zu wiederholen! Denken Sie nur daran, ob Sie angesichts des Himmels Stücke zu verteidigen wagen, in denen die Tugend und die Frömmigkeit immer lächerlich sind, die Verderbtheit stets in Schutz genommen wird und immer ergötzlich ist und die Scham dauernd beleidigt wird oder ständig in Furcht schwebt, durch die letzten Gewaltsamkeiten geschändet zu werden; ich meine durch jene schamlosesten Ausdrücke, denen man nur die dünnste Hülle umtut.

Denken Sie weiter daran, ob Sie es Ihres Kleides und des Namens eines Christen und Geistlichen für

würdig erachten, alle falschen Zärtlichkeiten ehrenhaft zu finden, alle Liebesmaximen und alle jene süßen Einladungen, die schöne Zeit der Jugend zu genießen, die überall aus den Opern Quinaults herausklingen, den ich hundertmal diese Verirrungen habe beklagen sehen! Sie aber heißen heute gut, was Gegenstand seiner Reue und seines gerechten Bedauerns gewesen ist, als er ernsthaft an sein Seelenheil gedacht hat. Und nach Ihren Grundsätzen sind Sie gezwungen, es zu billigen, daß diese Gefühle, deren verderbte Natur so gefährlich verschönert wird, noch durch einen Gesang belebt werden, der nur Wollust atmet.

Wenn Lulli in seiner Kunst Hervorragendes geleistet hat, so hat er – wie er es wirklich getan hat – die Töne seiner Sänger und seiner Sängerinnen ihren Worten und ihren Versen anpassen müssen; und seine so oft in der Welt wiederholten Arien dienen nur dazu, die trügerischsten Leidenschaften einzuflößen, indem sie sie als die angenehmsten und lebendigsten darstellen.

Es nützt nichts zu antworten, man sei nur mit dem Gesang und dem Schauspiel beschäftigt, ohne an den Sinn der Worte oder an die Gefühle, welche sie ausdrücken, zu denken. Denn das ist gerade die Gefahr, daß diese Gefühle, während man von der Süße der Melodie bezaubert oder von dem Wundersamen des Schauspiels betört wird, sich in uns einschleichen, ohne daß man daran denkt, und das Herz erobern, ohne bemerkt zu werden. Und lassen wir jene Unterstützungen der an sich schon nur zu mächtigen Neigungen beiseite! Wenn die Darstellung der liebenswürdigen Leidenschaften allein in den Tragödien eines Corneille und eines Racine, wie Sie behaupten, der Scham nicht schädlich ist, so strafen Sie letzteren Lügen, der öffentlich von den Zärtlichkeiten seiner »Bérénice« abgerückt ist, die ich nenne, weil sie mir als erste in den Sinn kommt. Und Sie, ein Priester, ein Theatiner, Sie führen ihn zu seinen ersten Irrtümern zurück! ...

Geistvolles und eindrückliches Berichten und Schildern

EMMANUEL DE COULANGES (1633–1716) AN DIE MARQUISE VON SÉVIGNÉ

Tonnerre, 3. Oktober 1694.

Es ist schändlich, es ist schimpflich, es ist abscheulich, daß ich – seitdem ich in Ihrer Nachbarschaft bin – Ihnen nicht das geringste Lebenszeichen gegeben habe. Indessen können Tonnerre und Grignan, Grignan und Tonnerre, Ancy-le-Franc und Grignan, Grignan und Ancy-le-Franc, können alle diese Schlösser recht wohl irgendwelchen Umgang miteinander haben, ohne sich zu erniedrigen und ohne am Tore aufzupassen, wer als erster kommen wird. Seit einem Monat gehe ich in den Staaten der Frau von Louvois spazieren. Es sind wirklich Staaten im wahren Sinne des Wortes, und es sind ordentliche im Vergleich mit denen von Mantua, Parma und Modena. Sobald es schönes Wetter ist, sind wir in Ancy-le-Franc; sobald es schlecht ist, kommen wir nach Tonnerre zurück. Überall halten wir richtig Hof, und überall werden wir vergöttert. Wenn das schöne Wetter uns dazu einlädt, unternehmen wir weite Reisen, um die Größe unserer Staaten kennenzulernen. Und wenn uns die Neugier treibt, nach dem Namen jenes ersten Dorfes zu fragen, antwortet man uns: »Das gehört Madame.« – »Wem gehört das da ein bißchen weiter?« – »Das gehört Madame.« – »Aber dahinten das andere, das ich da ganz hinten sehe?« – »Das gehört Madame.« – »Und diese Wälder?« – »Die gehören Madame.« – »Da ist eine weitausgedehnte Ebene.« – »Sie gehört Madame.« – »Aber ich sehe ein schönes Schloß!« – »Das ist Nicei, das Madame gehört, ein beträchtlicher Besitz, der den alten Grafen dieses Namens gehörte.« – »Was ist das für ein Schloß dort auf der Höhe?« – »Das ist Pacy, welches Madame gehört und ihr aus dem Hause Mandelot zugefallen ist, aus dem ihre Urgroßmutter stammte.« Mit einem Wort: alles gehört Madame in dieser Gegend. Nie habe ich so viele und so zusammenhängende Besitzungen gesehen. Übrigens kann Madame sich nicht enthalten, von allen Seiten Geschenke anzunehmen. Denn was bringt man Madame nicht, um ihr die fühlbare Freude, die man hat, auszudrücken, unter ihrer Herrschaft zu stehen? Alle Dorfbewohner laufen vor ihr her mit Flöten und Trommeln. Dieser bietet ihr Kuchen an, jener Kastanien, jener Nüsse, während die Schweine, Kälber, Hammel, Puter, Rebhühner, alle Vögel der Luft und alle Fische der Bäche im Schlosse auf sie warten. Das ist eine kurze Beschreibung der Größe von »Madame«. Denn man nennt sie in dieser Gegend nicht anders. Und in den Dörfern und überall, wo wir durchkommen, erhebt sich ein Geschrei: »Es lebe Madame!«, das man nicht vergessen darf. Aber man muß sagen, daß Madame inmitten eines derartigen Triumphes doch nicht stolzer wird: sie ist höflich und gefällig, und man lebt bei ihr in einer entzückenden Freiheit.

Friedrich der Große beklagt sich über Voltaire

FRIEDRICH DER GROSSE (1712–1786) AN VOLTAIRE

Es ist mir recht lieb gewesen, Sie bei mir aufzunehmen. Ich habe Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse hochgeschätzt und habe glauben müssen, daß ein Mann in

Ihrem Alter, der müde geworden war, sich mit Schriftstellern herumzustreiten und sich dem Sturme auszusetzen, hierhergekommen war, um wie in einem sicheren Hafen Zuflucht zu suchen. Aber Sie haben zuerst auf eine ziemlich merkwürdige Weise von mir verlangt, Fréron nicht zum literarischen Korrespondenten zu nehmen. Ich hatte die Schwäche und die Gefälligkeit, Ihnen dies zu gewähren, obgleich es nicht Ihre Sache war, über diejenigen, die ich in meine Dienste nehme, zu entscheiden. D'Arnaud hat Ihnen gegenüber unrecht gehabt; ein rachsüchtiger Mensch verfolgt die, auf die er seinen Haß wirft. Obwohl D'Arnaud mir nichts getan hatte, ist er schließlich im Hinblick auf Sie fortgegangen. Sie sind bei dem russischen Minister gewesen und haben mit ihm über Angelegenheiten gesprochen, in die Sie sich nicht zu mischen hatten, und man hat geglaubt, ich hätte Ihnen den Auftrag dazu gegeben. Sie haben sich in die Angelegenheiten der Frau von Bentinck gemischt, obwohl dies bestimmt nicht zu Ihrem Amtsbereich gehörte. Sie haben die übelste Geschichte der Welt mit dem Juden gehabt. Sie haben einen entsetzlichen Lärm in der ganzen Stadt verursacht. Die Geschichte der sächsischen Steuerscheine ist in Sachsen derart bekannt, daß man sich bei mir bitter darüber beklagt hat. Ich habe den Frieden in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft bewahrt und mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sehr an den Unrechten gekommen sind, wenn Sie die leidenschaftliche Neigung haben, Intrigen und Kabalen anzuzetteln. Ich liebe ruhige und friedliche Leute, die in ihr Benehmen nicht ungestüme Leidenschaften und den Stil der Tragödie einführen. Für den Fall, daß Sie sich entschließen könnten, als Philosoph zu leben, würde es mir sehr angenehm sein, Sie hier zu sehen. Wenn Sie sich aber allen Aufwallungen Ihrer Leidenschaften hingeben und jedermann zu Leibe wollen, werden Sie mir kein Vergnügen machen hierherzukommen und können ebensogut in Berlin bleiben.

Voltaire spottet über Friedrich den Großen

VOLTAIRE (1694–1778)
AN MADAME DENIS

Berlin, den 18. Dezember 1752.

Ich schicke Ihnen, mein liebes Kind, die beiden Verträge des Herzogs von Württemberg; das ist ein kleines Vermögen, das wir uns für unser Leben gesichert haben: Ich füge dazu mein Testament. Nicht, daß ich an Ihre alte Voraussage glaube, der König von Preußen würde mich »vor Ärger umbringen«. Ich bin nicht in der Stimmung, eines so dummen Todes zu sterben. Aber die Natur fügt mir viel mehr Leid zu als er, und man muß immer sein Päckchen bereit und den Fuß im Steigbügel haben, um in jene andere Welt zu reisen, wo – was auch immer kommen mag – die Könige in keinem großen Ansehen stehen werden.

Da auf dieser Welt hier keine hundertfünfzigtausend Schnauzbärte in meinen Diensten stehen, beabsichtige ich keineswegs, Krieg zu führen. Ich denke nur daran, auf ehrenhafte Weise auszureißen, für meine Gesundheit zu sorgen, Sie wiederzusehen, diesen Traum von drei Jahren zu vergessen. Ich sehe wohl, daß »man die Orange ausgepreßt hat«; man muß daran denken, die Schale zu retten. Ich werde mir zu meiner eigenen Belehrung ein kleines Wörterbuch für den Umgang mit Königen machen.

»Mein Freund« bedeutet »mein Sklave«.

»Mein lieber Freund« will sagen »Sie sind mir mehr als gleichgültig.« Verstehen Sie unter »Ich werde Sie glücklich machen« »Ich werde Sie so lange dulden, wie ich Sie brauche.«

»Soupieren Sie heute abend mit mir« bedeutet »Ich werde mich heute abend über Sie lustig machen.«

Das Wörterbuch kann lang werden; es ist ein Artikel für die »Encyclopédie«.

Im Ernst, das schnürt einem das Herz zu-

sammen. Ist alles das, was ich gesehen habe, möglich? Gefallen daran finden, diejenigen miteinander zu veruneinigen, die mit ihm zusammen leben! Einem Manne die zärtlichsten Sachen sagen, und gegen ihn Broschüren schreiben! Und welche Broschüren! Einem Menschen mit den heiligsten Versprechen seinem Vaterlande entreißen, und ihn mit der abscheulichsten Bosheit mißhandeln! Was für Gegensätze! Und das ist der Mann, der mir so viel philosophische Sachen schrieb, und den ich für einen Philosophen hielt! Und den ich den »Salomon des Nordens« genannt habe ...

Trauer und Klage über die erlebte Verbannung aus dem Vaterland

JEAN-JACQUES ROUSSEAU (1712–1778)
AN DEN FÜRSTEN VON BELOSELSKI

Paris, 27. Mai 1775.

... Sie [die Genfer] haben einen Mitbürger verloren, sagen sie, der ihren Ruhm ausmachte. Aber was ist der Verlust dieses glänzenden Phantoms im Vergleich zu dem, den zu erleiden sie mich gezwungen haben? Ich weine, wenn ich daran denke, daß ich weder Verwandte, noch Freunde, noch ein freies und blühendes Vaterland mehr habe.

Oh, See, an dessen Ufern ich die süßen Stunden meiner Kindheit verbracht habe! Reizende Landschaften, wo ich zum ersten Male den majestätischen und rührenden Sonnenaufgang gesehen, wo ich die ersten Regungen des Herzens verspürt habe, die ersten Aufschwünge eines Genies, das seitdem zu beherrschend und zu berühmt geworden ist! Ach! Ich werde euch nicht wieder sehen. Jene Kirchtürme, die inmitten von Eichen und Tannen aufragen, jene blökenden Herden, jene Arbeitsstätten, jene Gebäude, die wunderlich verstreut an den Gießbächen liegen, an den Abgründen, auf der Höhe der Felsen, jene ehrwürdigen Bäume, jene Quellen, jene Matten, jene Berge, die sahen, wie ich geboren wurde; sie werden mich nicht wiedersehen...

Abschiedsbrief aus einem Gefängnis der Französischen Revolution

CAMILLE DESMOULINS (1760–1794)
AN SEINE FRAU

19. Germinal 1794.

... Meine Lucile, meine Lolotte, meine Loulou, ... stoße keine Seufzer aus! Rufe mich nicht mit Deinen Schreien! Sie würden mir in der Tiefe dieses Grabes, dieses furchtbaren Grabes das Herz zerreißen... Lebe für meinen Horace! Sprich mit ihm von mir! Ich werde ihn nicht mehr küssen, er wird nicht mehr sagen: »Adi, adi.« Er wird mich nicht mehr durch seine Tränen zurückrufen wie damals, als ich zum Konvent ging. Ach, meine liebe Lucile, hatte ich nicht recht, als ich Dir sooft sagte: »Warum bin ich nicht mit Dir in irgendeiner unbekannten und armen Hütte?«

Trotz meiner Strafe glaube ich, daß es einen Gott gibt. Mein Blut wird meine Fehler, die Schwächen des Menschseins tilgen; und was ich Gutes besitze, meine Tugenden, meine Vaterlandsliebe wird Gott zweifellos belohnen. Ich werde Dich im Elysium wiedersehen, o Lucile... Gut und empfindsam, wie ich war, – ist denn der Tod, der mich vom Anblick so vieler Verbrechen befreit, ein so großes Unglück? Leb wohl, Loulou! Leb wohl, meine liebe Stütze! Leb wohl, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit auf Erden! Ich lasse Dir gute Freunde zurück, alles, was es an tugendhaften und edlen Menschen gibt. Leb wohl, Lucile, meine Lucile, meine liebe Lucile! Leb wohl, Horace!... Sage deinem Vater, dem meinen, meiner Mutter, meiner Familie Lebewohl! Ich sehe, fühle vor mir das Ufer des Lebens entschwinden, ich sehe noch Lucile, ich sehe sie, meine geliebte! Ja, da bist du! Meine gebundenen Hände umarmen Dich, mein Herz schlägt noch für Dich, und mein abgeschlagenes Haupt öffnet noch einmal seine sterbenden Augen für Lucile. *Dein Camille.*

Desmoulins war ein fanatischer Anhänger der Revolution, die ihn selber auffraß. Seine Frau wurde acht Tage später ebenfalls hingerichtet.

ENGLISCHE MEISTERBRIEFE

—

Freundesbrief übers Briefschreiben

JOHN MILTON (1608–1674)
der Schöpfer des »Verlorenen Paradieses«
AN CHARLES DIODATI

London, den 2. September 1637.

Jetzt wird es mir schließlich und endlich klar, daß Du Dir das Ziel setzest, mich zuweilen in der Kunst hartnäckigen Schweigens zu übertreffen; und wenn dem so ist – bravo! – dieser kleine Triumph über mich sei Dir gegönnt, denn siehe! ich schreibe zuerst. Trotzdem – glaub mir: wenn die Frage, warum keiner dem anderen *seit so langer Zeit* geschrieben habe, einmal ausgetragen werden sollte, so habe ich die bei weitem besseren Entschuldigungsgründe von uns beiden; das ist unwiderlegbar, *denn ich bin von Natur aus schwerfällig und schreibfaul*, wie Du wohl weißt; Du indessen hast Dich – Deinem Wesen nach oder aus Gewohnheit – ohne jede Schwierigkeit darein finden können, in einen Briefwechsel dieser Art verwickelt zu werden. Es spricht auch zu meinen Gunsten, daß ich Deine Arbeitsweise kenne; ich weiß, daß Du oft mittendrin Atem schöpfst, Deine Freunde besuchst, viel schreibst und zuweilen auf Reisen gehst; bei mir hingegen ist es so, daß mich keine Verzögerung, kein Ausruhen, ja kaum eine Sorge und kein Gedanke irgendwelcher Art jemals von der Arbeit abhalten können, ehe ich nicht erreicht habe, was ich vorhatte, und also gewissermaßen einen großen Abschnitt meiner Arbeit abschließen kann. Glaube mir, es ist ausschließlich dies und nichts anderes, warum ich mich schwerer als Du dazu entschließe, aus freien Stücken gefällig zu sein; wenn es sich aber um eine Antwort auf Freundschaftsdienste handelt, dann, o mein Theodotus, bin ich nicht so säumig; ich habe mich auch niemals des Vergehens schuldig gemacht, einen Deiner Briefe nicht ordnungsgemäß zu beantworten. Wie ist es aber möglich, daß Du (wie ich höre) an Deinen Buchhändler und, gar nicht selten, auch an Deinen Bruder geschrieben hast? Einer von ihnen hätte, da sie so nahe wohnen, doch gewiß leicht veranlaßt werden können, mir Briefe zu übermitteln, wenn welche dagewesen wären!? Wie dem auch sei: Beklagen muß ich mich darüber, daß Du Dein Versprechen, bei Deinem Fortgang aus der Stadt Dein Quartier für einen vorübergehenden Besuch bei uns aufzuschlagen, nicht gehalten hast; auch mache ich Dir den Vorwurf, daß es, hättest Du auch nur mit einem Gedanken an Dein nicht gehaltenes Versprechen gedacht, wirklich nicht an einem hinlänglich dringlichen Anlaß zum Schreiben gefehlt haben sollte. Alle diese Gründe für einen, glaube ich, wohlverdienten Verweis haben sich bei mir gegen Dich angesammelt. Nun sieh zu, was Du darauf antworten kannst! Inzwischen aber sag: Wie geht es Dir? Bist Du gesundheitlich wohlauf? Gibt es da bei Euch in der Gegend ein paar leidlich gebildete Leute, mit denen Du gern beisammen bist und plaudern kannst, wie wir es mitsammen gewohnt waren? Wann kommst Du wieder? Wie lange beabsichtigst Du noch, in den *hyperboreischen Gefilden* zu verweilen? Bitte beantworte mir doch diese Fragen eine nach der anderen; und damit Du nicht etwa in den Irrtum verfällst, als lägen mir Deine Angelegenheiten nur jetzt am Herzen, so nimm zur Kenntnis, daß ich auf meiner Reise zu Beginn des Herbstes einen Umweg gemacht habe, nur um Deinen Bruder zu besuchen, von dem ich erfahren wollte, was Du treibst. Und als irgendwer neulich in London fälschlich behauptete, Du seiest in der Stadt, stürzte ich geradenwegs wie vom Sturmwind getrieben zu Deiner Krippe; aber *»ach, es war ein trügerischer Schatten!«*, denn Du warst nirgendwo zu erblicken. Deshalb bitte ich Dich, fliege, sofern Du es ohne Unbequemlichkeit einrichten kannst, so bald wie möglich hierher und wähle Deinen Wohnsitz so, daß ich mich einer freudigeren Hoffnung hingeben kann, wir könnten einander wenigstens zuweilen besuchen; am liebsten freilich sähe ich es, Du wohntest bei uns auf dem Lande ebenso nachbarlich wie in der Stadt. *Aber das ist in Gottes Ratschluß gestellt!* Ich würde gern noch mehr von mir selbst und von meiner Arbeit erzählen, möchte es aber lieber erst tun, wenn wir uns sehen; auch wollen wir morgen auf unseren Sommersitz zurückkehren, und die Reise drängt so, daß ich kaum Zeit hatte, dies alles aufs Papier zu werfen.

Leb wohl.

Knapper Liebesbrief

SIR RICHARD STEELE (1672–1729)
AN MRS. SCURLOCK, SEINE ZWEITE FRAU

Sonnabend abend, 30. August 1707.

Meine liebe, reizende Mrs. Scurlock, ich bin in ausgezeichneter Gesellschaft gewesen, wo man zu vielen Malen auf Ihr Wohl getrunken hat: als auf das *»der Frau, die ich am meisten liebe«;* ich darf also wohl sagen: »Ich habe mich um Ihretwillen bis zur Totenähnlichkeit betrunken« – und das ist wahrlich mehr, als *»ich sterbe für Sie«*.

Rich. Steele.

Eine Engländerin schildert Ludwigs XVI. Fahrt zum Gericht und ihr eigenes Todesgrauen jener Tage

MARY WOLLSTONECRAFT (1759–1797)
AN GILBERT IMLAY

Paris, am 26. Dezember 1792.

Ich würde Ihnen, lieber Freund, unverzüglich nach Empfang Ihres Briefes für sein pünktliches Eintreffen, das mich so sehr erfreute, gedankt haben, hätte ich nicht das Bedürfnis verspürt, zu warten, bis ich Ihnen sagen konnte, daß dieser Tag unbefleckt von Blut zu Ende gegangen sei. In der Tat ließen mich die umsichtigen Maßnahmen, die der National-Konvent zur Vermeidung von Unruhen getroffen hatte, vermuten, daß die Bestien des Aufruhrs nicht einmal den Mut haben würden, zu bellen, viel weniger noch, zu beißen, so emsig sie auch ihrer Fährte folgen. Und darin ging ich nicht fehl; denn die Bürger, die man aus den Häusern gerufen hatte, kehren – ihre Waffen über der Schulter – mit ruhigen Mienen nach Hause zurück. Heute morgen, etwa um 9 Uhr, wurde der König unter meinem Fenster vorübergefahren; schweigend bewegte sich der Zug durch leere Straßen, nur dann und wann wurde er von einem Trommelwirbel begleitet, der die dumpfe Stille nur noch unheimlicher spürbar machte; die Nationalgardisten geleiteten den König; und wie sie sich so eng um den Wagen scharten, konnte man wohl sagen, daß sie ihrem Namen Ehre machten. Die Einwohner sammelten sich an den Fenstern, aber alle Flügel blieben geschlossen – und kein Ruf wurde laut; auch bemerkte ich nichts, was irgendwie nach Hohn oder Schmähung aussah. Zum ersten Male, seit ich den Fuß auf Frankreichs Boden gesetzt habe, neigte ich mich vor der Majestät des Volkes und gewahrte mit Hochachtung die Sauberkeit seiner Gesinnung, die so völlig im Einklang mit meinen eigenen Empfindungen steht. Kaum vermag ich Ihnen zu sagen, warum – aber eine plötzliche Gedankenverbindung brachte es wohl mit sich, daß mir die Tränen unaufhörlich aus den Augen strömten, als ich Louis in einer Mietskutsche vorbeifahren sah – übrigens in einer Haltung, die mehr Würde verriet, als ich sie ihm seinem Wesen nach zugetraut hätte – und ich die Vorstellung nicht verdrängen konnte, daß er durch dieselben Straßen, die so vielen seines Geschlechts zum Schauplatz des Triumphes geworden sind, dem Tode entgegenfuhr. Sogleich erstand in meiner Phantasie das Bild Ludwigs des Vierzehnten; ich sah ihn vor mir, wie er nach einem seiner Siege, die seinem stolzen Sinn so sehr schmeichelten, mit allem Prunk und Gepränge in die Hauptstadt einzog – freilich nur, um noch deutlicher zu gewahren, wie der Glanz dieses Glückes nun vom erhabenen Dunkel tiefen Elends beschattet wurde. Seither bin ich mir selbst überlassen gewesen; und wenn auch meine Seele ruhig geworden ist, kann ich doch die Bilder, die den ganzen Tag über so lebhaft auf mich eingedrungen sind, nicht aus meinen Gedanken verscheuchen. Lächeln Sie nicht darob – nein, bemitleiden Sie mich, lieber Freund; denn ein oder gar zweimal, als ich meine Augen vom Papier erhob, sah ich Augen, die mich durch die Glastür hindurch anstarrten, und blutige Hände, die sich drohend gegen mich ballten. Kein ferner Schritt dringt zu meinen Ohren. Meine Zimmer befinden sich ganz abseits von denen der Dienerschaft, den einzigen menschlichen Wesen, die mit mir in diesem riesenhaften Hotel – wo sich eine Flügeltür nach der anderen vor einem auftut – die Nacht verbringen; hätte ich doch wenigstens die Katze mitgenommen! Ich brauche etwas Lebendiges um mich; die Gewalt des Todes in so mannigfacher schrecklicher Gestalt hält mein Gemüt gänzlich gefangen. Ich will mich niederlegen – und zum ersten Male in meinem Leben werde ich mich nicht dazu überwinden können, die Kerze zu löschen. M. W.

Brief eines fünfjährigen Mädchens

MARJORIE FLEMING (1803–1811)
AN IHRE BASE ISABELLA KEITH

Meine liebe Isa, da sitze ich nun auf meiner Sitzgelegenheit und antworte Dir auf alle Deine freundlichen und lieben Briefe, die Du so gütig warst, mir zu schreiben. Dies ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Brief geschrieben habe.

Auf dem Platz ist eine Menge Mädchen, sie quieken gerade so wie ein Schwein, wenn wir der schmerzlichen Notwendigkeit folgen, es dem Tode zu übergeben.

Miß Potune, eine Dame, die ich kenne, lobt mich ganz schrecklich. Ich sagte etwas von Deen Swift auf, und da sagte sie, ich wäre für die Bühne geschaffen; und nun wirst Du gewiß denken, daß ich mich aufgepustet habe vor königlichem Stolz; aber auf mein Wort, mir war eigentlich ein bißchen birsay zumute – das ist ein Wort, das Wort hat William erfunden; er ist, wie Du Dir denken kannst, ein bißchen wütend. Dieser eklige fette Simpel sagt, meine Tante ist schön; aber das ist gar nicht möglich, denn das ist nicht ihre Natur.

Letzter Brief eines Vaters an seinen Sohn

JAMES CARLYLE (1757–1832)
AN THOMAS CARLYLE

Mein lieber Sohn, einen Brief kann ich Dir nicht schreiben; aber ich will Dich wissen lassen, daß ich ein alter gebrechlicher Sünder bin – und es sehr wahrscheinlich ist, daß ich Dich auf dieser Welt nicht mehr wiedersehe. Wie dem auch sein möge – ich muß Dir nun wohl sagen, daß ich mich der Stunde, die allem Lebendigen bestimmt ist, von Tag zu Tag näher fühle. O, mein Gott! Möge jeden von uns diese gewaltige Veränderung im tiefsten Herzen bewegen – mögen wir täglich absterben für die Sünde und lebendig werden für die Rechtschaffenheit. Möge der Gott Jakobs mit Dir sein und Dir seinen Segen geben – Dich auf Seinen Pfaden leiten und in Seiner Ehrfurcht erhalten! Mehr füge ich nicht hinzu – sondern übergebe Dich dem Schutz Seiner Hände und Seiner Obhut. *James Carlyle.*

Ein Engländer im russischen Lager berichtet über den Rückzug der Napoleonischen Armee aus Rußland

GEORGE LIONEL
DAWSON-DAMER (1788–1856)
AN SEINE MUTTER

Krassnoi, den 19. Nov. 1812.

Gestern traf ich im Hauptquartier der russischen Armee ein und bin außerordentlich glücklich, in einem sehr glorreichen Augenblick sagen zu können, daß der Kaiser der Franzosen auf seinem Rückzuge von Moskau annähernd drei Viertel seiner Armee eingebüßt hat. Noch jetzt ist er in vollem Rückzug, und vorgestern war er hier in diesem Dorf. Die täglichen Gefechte mit dem Feind laufen immer ungünstiger für ihn aus. Im Laufe der letzten drei Tage hat er allein 12000 Mann, nicht gerechnet Kanonen und dergleichen, verloren. Seine Flucht vollzieht sich derart schnell, daß er alles der persönlichen Sicherheit hat opfern müssen und nur in Begleitung der Kaiserlichen Garde und eines anderen Korps gereist ist. Sein ganzes Gepäck ist ihm genommen worden, ja, sogar sein Portefeuille und natürlich eine Anzahl wertvoller Papiere. Überhaupt ist fast die gesamte Bagage der Armee in die Hände der Russen gefallen. Ich habe selbst eine Anzahl höchst bemerkenswerter und wertvoller Papiere gesehen, die aus dem Besitz verschiedener Offiziere stammten. In wie guter Stimmung hier jedermann ist, kannst Du Dir wohl vorstellen. Die Beute, teils Gold, teils Silber, zur Besoldung der Armee bestimmt, Plattensilber, Juwelen, Spitzen, Pelze usw. – kurz, alles nur Erdenkliche, hat sich zu einer schier unglaublichen Menge gehäuft. Die Kosaken bitten einen buchstäblich um etwas Papiergeld für eine Handvoll französischen Goldes. Jeder, der im Besitz von etwas Papiergeld ist, hätte tatsächlich einen riesigen Nutzen mit dem Kauf von Gold machen können, da es von den Krämern, die gewöhnlich einer Armee folgen, nicht genommen wird. Monatelang haben die Franzosen nichts anderes zu essen gehabt als Pferdefleisch; von jedem toten Pferd, das wir am Wege liegen sahen, war ein Stück abgeschnitten worden; Keule und Schulter schienen dabei besonders bevorzugt zu werden.

Und dennoch – wenn man auch froh ist, daß die Franzosen so gründlich geschlagen sind – sie verdienen sehr viel Mitleid. Der Russe freilich kennt keines... Tausende ergeben sich, von Hungersnot und Kälte getrieben, freiwillig, und jede Nacht, wenn die Feuer auflodern, kommen sie buchstäblich aus Hunger bis *hier ins Dorf*, wo sie natürlich gefangengesetzt werden. Gewöhnlich werden sie von den Soldaten beinahe nackt ausgezogen – und bei der Kälte gehen natürlich viele zugrunde.

*

Die Gefangenen erzählen alle, in Paris habe es Unruhen gegeben. Bonaparte, sagen sie, läßt seine Wut an Murat aus – er versetzt ihm zu allen Tageszeiten Fußtritte.

*

Einmal über das andere haben die Franzosen um Frieden gebeten. Aber ich glaube nicht daran, daß so etwas im Augenblick überhaupt möglich ist.

Ein Forscher möchte seiner Geliebten und spätern Frau einen schönen Brief schreiben

MICHAEL FARADAY (1791–1867)
Entdecker der Induktion
AN SARAH BARNARD, SEINE SPÄTERE FRAU

Königl. Institut, Donnerstag abends.

Meine liebe Sarah, es ist erstaunlich, wie ungeheuerlich der körperliche Zustand auf die seelischen Kräfte einwirkt. Den ganzen Morgen mußte ich an den wunderschönen und inhaltreichen Brief denken, den ich Dir heute abend schreiben wollte, und nun bin ich dermaßen müde, und vor mir liegen

noch so viele Dinge, die zu erledigen sind, daß meine Gedanken richtig ins Taumeln kommen und Dein Bild immerwährend umkreisen, ohne daß sie imstande wären, einmal innezuhalten und es gebührend zu bewundern. Ich möchte Dir tausendfach Liebes sagen, und, glaube mir, Dinge, die mir aus dem innersten Herzen kommen; aber ich bin nicht mehr Herr der Worte, die mir dafür geeignet scheinen; und noch, während ich meinen Gedanken an Dich nachhänge, entschwimmen mir alle beruflichen Vorstellungen, als da sind: Chloride, Experimente, Öl, Davy, Stahl, Mischungen, Quecksilber und fünfzig andere, weit und immer weiter in den peinlichen Zustand völligen Stumpfsinns.

Dein Dich zärtlich liebender *Michael.*

RUSSISCHE MEISTERBRIEFE

—

Unmittelbares Zwiegespräch im Brief an einen Bruder

A. S. PUSCHKIN (1799–1837)
AN SEINEN BRUDER

Michailowskoje, am 14. 8. 1826.

Ist es wahr, daß man Nikolai Turgenjeff zu Schiff nach Petersburg brachte? So ist also unser gepriesenes Meer! Gleichwohl hoffe ich immer noch auf die Krönung. Die Gehängten sind gehängt, aber die Verschikkung zur Zwangsarbeit von hundertzwanzig Freunden, Brüdern und Kameraden ist furchtbar. Von meinen Aufzeichnungen habe ich nur einige Bogen aufbewahrt, und werde sie Dir schicken, aber nur Dir allein. Du findest meinen Brief an den Kaiser kalt und trocken? Anders ist es gar nicht möglich. Das ist gut geschrieben. Jetzt würde meine Feder sich überhaupt nicht mehr rühren.

Genaues Schildern der letzten Stunden eines nahestehenden Toten, um so zu trösten

W. A. SCHUKOWSKI (1783–1852)
AN PUSCHKINS VATER

Am 15. Februar 1837.

Die ersten Augenblicke des furchtbaren Grames hast Du wohl überstanden. Jetzt kannst Du mich anhören, und ich will Dir alles beschreiben, was in den letzten Minuten Deines Sohnes vor sich ging, was ich selber sah, und was mir andere Augenzeugen berichteten. Mittwoch, den 27. Januar, um zehn Uhr abends kam ich zum Fürsten Wjasemski. Man sagte mir, er und die Fürstin seien bei den Puschkins. Als ich dann zu Walujeff ging, empfing mich der mit den Worten: »Haben Sie den Brief der Fürstin erhalten? Man hat schon längst nach Ihnen geschickt. Fahren Sie zu Puschkin: er liegt im Sterben.« Ganz betäubt durch diese Nachricht, lief ich die Treppe hinunter. Ich komme zu Puschkins Wohnung. Im Vorzimmer, vor der Tür zu seinem Kabinett treffe ich die Ärzte Arendt und Spasski, ferner den Fürsten Wjasemski und den Fürsten Meschtscherski. Auf meine Frage: »Wie steht es denn?« antwortet Arendt: »sehr schlecht, er wird unbedingt sterben«. Folgendes erzählte man mir über das Vorgefallene: um sechs Uhr nachmittags war Puschkin in einem verzweifelten Zustand von dem Oberstleutnant Dansas, seinem Lyzeumskameraden, nach Hause gebracht worden. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppe hinauf. »Tut es Dir leid, mich so zu tragen?« fragte ihn Puschkin. Man brachte ihn in sein Kabinett... Man schickte nach Ärzten. Arendt traf man nicht an, aber es kamen Scholz und Sadler. Puschkin schickte alle hinaus (zu dieser Zeit waren Sansas und Pletneff bei ihm). »Es steht schlecht mit mir«, sprach er, als er Scholz die Hand gab. Man untersuchte ihn, und Sadler fuhr fort, um die nötigen Instrumente zu holen. Als Puschkin mit Scholz allein war, fragte er ihn: »Was halten Sie von meinem Zustand, sagen Sie es mir ganz offen«. – »Ich kann es Ihnen nicht verheimlichen, Ihr Leben ist in Gefahr«. – »Sagen Sie lieber, ich liege im Sterben« – »Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen auch das nicht zu verbergen. Wir wollen aber erst das Urteil von Arendt und Salomon hören, nach denen man eben geschickt hat« – »Je vous remercie, vous avez agi en honnête homme envers moi« sprach Puschkin nach einigem Schweigen und rieb sich die Stirne. Dann fügte er hinzu: »Il faut, que j'arrange ma maison«... Arendt übergab die Pflege Spasski, Puschkins Hausarzt, und der wich die ganze Nacht nicht von seinem Lager. »Ich fühle mich schlecht«, sprach Puschkin, als Spasski zu ihm hintrat. Spasski suchte ihn zu beruhigen, doch Puschkin machte nur eine abwehrende Handbewegung. Von diesem Augenblick an schien er

völlig aufgehört zu haben an sich selber zu denken, und alle Gedanken wandten sich seiner Frau zu. »Macht meiner Frau nicht zu große Hoffnung«, sprach er zu Spasski, »verheimlicht ihr nicht, worum es sich handelt. Sie wird sich nicht anstellen, Sie kennen sie gut. Im übrigen tun Sie mit mir, was Sie wollen, ich bin mit allem einverstanden und zu allem bereit.« ... Überhaupt war er von Beginn seiner Leiden an bis zu seinem Tode von erstaunlicher Festigkeit. (Nur in zwei oder drei Stunden der ersten Nacht überstiegen seine Schmerzen jedes Maß menschlicher Geduld.) »Ich war in dreißig Schlachten«, sprach später Arendt, »ich habe viele Menschen sterben sehen, aber sehr selten so!« Besonders bemerkenswert schien mir, daß Puschkin in diesen letzten Stunden seines Lebens geradezu ein anderer geworden war: der Sturm, der noch wenige Stunden vorher seine Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erregt hatte, hatte sich gelegt, und keine Spur war von ihm zurückgeblieben: kein Wort, kein Erinnern an das Vorgefallene. Auch das ist ein sehr rührender Zug: am Tage vorher hatte ihm Gretsch eine Einladung zur Beerdigung seines Sohnes geschickt. Daran entsann er sich inmitten aller Leiden: »Wenn Sie Gretsch sehen«, sprach er zu Spasski, »so grüßen Sie ihn und sagen Sie ihm, ich nehme innigen Anteil an seinem Verlust«. Man fragte ihn: ob er nicht beichten und das Abendmahl nehmen wolle. Er war sogleich damit einverstanden, und man beschloß, den Geistlichen am nächsten Morgen zu rufen. Um Mitternacht erschien wiederum Arendt. Nachdem er Puschkin verlassen hatte, war er ins Schloß gefahren, da er aber den Kaiser nicht antraf – er war im Theater –, sagte er dem Kammerdiener, er solle, wenn Majestät zurück komme, ihm den Vorfall mitteilen.

*

Puschkin gilt allgemein als die größte russische Dichterhoffnung. Er duellierte aber wegen einer Kleinigkeit mit dem Abenteurer und Adoptivsohn des niederländischen Gesandten Baron Heeckeren Dantes und erhielt einen Bauchschuß, dem er erlag. Hierüber berichtet Schukowski an Puschkins Vater. Der Originalbrief umfaßt das Mehrfache dessen, was wir wiedergeben können.

Brief Dostojewskis an seinen Bruder über die Erlebnisse beim Todesurteil

F. M. DOSTOJEWSKI (1821–1881)
AN SEINEN BRUDER MICHAEL

Peter-Paulsfestung,
den 22. Dezember 1849.

Heute, am 22. Dezember, hat man uns nach dem Semjonowschen Platz geführt. Dort las man uns allen das Todesurteil vor, gab uns das Kreuz zu küssen, dann zerbrach man über dem Kopf eines jeden von uns einen Säbel und zog uns das Totengewand an (weiße Hemden). Hierauf stellte man drei von uns an den Galgen, um die Strafe zu vollziehen. Ich stand als sechster, man rief je drei auf, demnach war ich in der zweiten Reihe, und es blieb mir nicht mehr als eine Minute zu leben. Ich entsann mich Deiner, Bruder, und aller Deinigen. In dem letzten Augenblick standest Du, nur Du allein vor meinem Geiste, ich habe da erst erkannt, wie sehr ich Dich liebe, Du mein Bruder! Ich vermochte noch Pleschtschejeff und Duroff, die neben mir standen, zu umarmen und mich von ihnen zu verabschieden. Darauf wurden die Trommeln gerührt, diejenigen, die schon am Galgen standen, losgebunden und zurückgeführt, und man verkündigte uns: Seine Kaiserliche Majestät schenke uns das Leben. Hierauf verlas man die tatsächlichen Urteile. Nur Palm ward begnadigt. Er ward mit dem gleichen Tag wieder in die Armee aufgenommen. *F. D.*

Dostojewski hatte an einem Zirkel des Studenten Petrascheff teilgenommen, wurde darum verhaftet und verurteilt. Mit den jungen Leuten, die durchaus keine Verschwörergesellschaft bildeten, sondern soziale Theorien besprachen, wurde ein schändliches Spiel getrieben – man sprach über sie das Todesurteil aus und ließ sie alles durchmachen, als ob es Wirklichkeit wäre. Die furchtbaren Erlebnisse wirkten im großen Dichter noch im Alter nach und mögen auch die Epilepsie gefördert haben, die sein Schaffen bestimmend beeinflußte. Der vorstehende Brief berichtet in seiner schlichten Einfachheit in erschütternder Weise über die Exekution.

Brief eines jungen Mannes nach dem Verlust seiner Mutter: Untröstliche Klage

N. A. DOBROLJUBOFF (1836–1861)
AN SEINEN VETTER

Petersburg, den 15. April 1854.

Ich hatte ein Wesen, ein einziges, zu dem ich nicht kalt war, das ich liebte mit der ganzen Beharrlichkeit und dem ganzen Feuer meines jungen Herzens, ein Wesen, auf das ich die ganze Liebe vereinigte, deren meine Seele fähig war – und das war meine

Mutter. Verstehst Du jetzt, wie viel, wie unermeßlich viel ich in ihr verlor? Jetzt ist mir alles in der Welt fremd, gegen alles verhalte ich mich mit Mißtrauen, an niemanden wende ich mich mit vollem, kindlichem Vertrauen, jedem möchte ich in die Seele schauen und seine geheimen Gedanken erfahren. Wirst Du mir glauben, häufig wünschte ich zu wissen, was mein Vater von mir hält, welche Absichten er hinsichtlich meiner hegt, welche Empfindungen... Von meiner Mutter ist mir das aber nie in den Kopf gekommen. Ich weiß, daß ihre Seele vor mir offen lag, daß sich in ihr nur grenzenlos Liebe, Sorge für mich und reinste Wünsche für eine glückliche Zukunft gefunden hätten... Jetzt wird mich schon niemand mehr anschauen mit einem solchen Blick von grenzenloser Liebe und Glück, niemand wird mich mit so unschuldiger Zärtlichkeit umarmen, niemand wird so meine geheimen, kleinlichen Aufregungen, Bekümmernisse und Freuden erraten... Weißt Du, in meinem ganzen Leben, so weit ich mich zu entsinnen vermag, lebte, lernte, arbeitete und träumte ich immer nur in dem Gedanken, meiner Mutter Freude zu bereiten! Stets stand sie im Vordergrund meiner Seele: bei jedem Erfolg, bei jeder glücklichen Wendung meines Schicksals, dachte ich nur daran, wie sich meine Mutter darüber freuen werde.

Jetzt muß meine Seele für alle verschlossen sein. Ja, und ich bin sogar ganz außerstande, mit aufrichtiger Teilnahme zuzuhören, wenn andere von ihrem inneren Leben erzählen. Das Vaterhaus hat keinen Reiz mehr für mich, meine Angehörigen interessieren mich viel weniger, die Erinnerungen an meine Kindheit rühren nur die Wunde in meinem Herzen wieder auf, die Zukunft kommt mir jetzt so jammervoll, so freudlos vor. Wie der Lermontoffsche Dämon denke ich jetzt: »Was für eine Qual muß es sein, wenn man das ganze Leben hindurch mit niemandem Leid und Freude teilen kann«... Betet wenigstens Ihr für sie, damit sie wenigstens im Himmel selig sei! Betet feurig und oft... Ich vermag nur selten zu beten, ich bin allzu verbittert.

Vielleicht wirst Du wieder sagen, ich räsoniere nur und fühle nicht. Aber das ist ja gerade mein Unglück: Könnte ich mich wie andere in Tränen, Schluchzen, Stöhnen und Klagen entladen, so würde mein Gram natürlich leichter zu tragen sein und wäre bald verschwunden. Aber solche Ausbrüche heftiger Empfindungen sind mir eben fremd, ich räsoniere stets, ich habe mich immer in der Hand, und deshalb ist meine Stimmung so freudlos, so bitter. Der Verstand zeigt mir die ganze Größe meines Verlustes und erlaubt mir keinen Augenblick des Vergessens: ich sehe den schrecklichen Kummer in seiner ganzen nackten Wahrheit, und dabei bedrängen mich innerlich die Tränen, aber meinen Augen entströmen sie nicht. Bei diesem Brief habe ich vielleicht zum erstenmal geweint, und es ward mir leichter nach diesen Tränen und nach diesen Geständnissen. Weise sie nicht von Dir, laß keinen Schatten von Zweifel auf sie fallen, antworte mir freundschaftlich! Sonst ist meine Lage furchtbar... Wiederum wie der Dämon bleibe ich zurück »mit meiner hochmütigen Kälte, allein, allein im ganzen Weltall ohne Hoffnung und ohne Liebe!«... Habe Mitleid mit mir und denke an mich...

Brief Dostojewskis über den Verlust seines drei Monate alten Kindes: Plauderndes, klagendes Berichten und Erinnern

FJEDOR DOSTOJEWSKI (1821–1881) AN A. N. MAIKOFF

Genf, den 18. Mai 1868.

Ich danke Ihnen für den Brief, mein teurer Apollon Nikolaewitsch, und dafür, daß Sie, obgleich Sie mir zürnten, nicht aufhörten, mir zu schreiben. Ich war stets in der Tiefe meines Herzens überzeugt, daß Apollon Maikow so handeln werde. – Meine Sonja ist gestorben, vor drei Tagen haben wir sie beerdigt. Noch zwei Stunden vor ihrem Tode wußte ich nicht, daß sie sterben werde. Noch drei Stunden vor dem Tode sagte der Arzt, es sei ihr besser und sie werde am Leben bleiben. Sie war nur eine Woche krank, sie starb an Lungenentzündung. – Ach, Apollon Nikolaewitsch, ja, möge auch meine Liebe zu meinem Kinde lächerlich gewesen sein, möge ich mich auch lächerlich ausgedrückt haben über sie in vielen Briefen an diejenigen, die mich beglückwünschten, lächerlich war ich allein für jene, Ihnen aber, Ihnen fürchte ich nicht mich zu äußern. Dieses kleine, drei Monate alte Geschöpf, noch so armselig, noch so winzig – für mich war es schon eine Person, ein Charakter. Sie begann mich zu erkennen und zu lieben und lächelte, wenn ich zu ihr herantrat. Sang ich ihr mit meiner lächerlichen Stimme Lieder, so liebte sie es, zuzuhören. Sie weinte nicht und verzog nicht ihr Gesicht, wenn ich sie küßte. Sie hörte auf zu weinen, wenn ich zu ihr kam. Und jetzt sagt man mir zum Trost, ich werde noch Kinder haben. Aber wo ist Sonja, wo dieses kleine Geschöpf, für das ich, das sage ich kühn, Kreuz und Leiden auf mich nehmen würde, wenn es nur am Leben wäre! Doch genug davon. Meine Frau weint. Übermorgen werden wir von unserm kleinen Grab Abschied nehmen und irgendwohin ziehen.

Ich danke Ihnen, daß Sie bereit waren, Pate zu sein. Sie ward acht Tage vor ihrem Tode getauft.

Ihre Übersetzung der Apokalypsis ist großartig, nur schade, daß sie nicht vollständig ist. Gestern las ich sie.

Ganz der Ihrige *Fjedor Dostojewski.*

Meine Frau dankt Ihnen und bittet Sie, das Taufkreuzchen für Sonja für sie aufzubewahren.

Abschiedsbrief Tolstois an seine Gattin

L. N. TOLSTOI (1828–1910)
AN SEINE FRAU

Jassnaja Poljana,
den 28. Oktober 1910.

... Meine Abreise wird Dir Kummer bereiten, das tut mir leid, Du mußt aber begreifen und mir glauben, daß ich nicht anders handeln konnte. Meine Lage hier im Hause wird unerträglich... Ich kann nicht mehr in den Verhältnissen des Luxus leben, in denen ich bisher lebte, und tue jetzt das, was gewöhnlich Greise meines Alters tun: Sie ziehen sich vom Leben in der Welt zurück, um die letzten Tage des Daseins in Einsamkeit und Stille zu verbringen. Bitte begreife das und reise mir nicht nach, wenn Du erfährst, wo ich bin. Deine Ankunft wird meinen Entschluß auch gar nicht umstoßen. Ich danke Dir dafür, daß Du achtundvierzig Jahre mit mir in Ehren gelebt hast und bitte Dich, mir alles zu verzeihen, worin ich vor Dir schuldig ward, sowie ich von ganzer Seele Dir verzeihe, worin Du etwa vor mir schuldig sein könntest. Ich rate Dir, Dich in die neue Lage zu finden, in die Dich meine Abreise stellt, und keine unfreundliche Gesinnung gegen mich zu hegen...

III. NACHWORT

Die Fülle der Beispiele mag vielleicht diesem oder jenem sehr wenig sagen oder sogar den einen oder andern beinahe erdrücken. Es ging mir fastgar selber so, als ich mich in das umfangreiche Material der verschiedenen Briefsammlungen hineinlas. Nimmt man sich aber die Mühe, sich diese Muster aufgeschlossen zu Gemüte zu führen, dann wird man spüren, daß es sich in jedem einzelnen Falle um ein kleines Kunstwerk handelt, das nicht mühelos entstand, sondern geistiger Arbeit oder durch fleißige Übung entstandener Routine bedurfte. Man wird sich der feinen Ironie, des lustigen Schalks oder des sichern Urteils reifer Menschen freuen. Deshalb werden die verschiedenen Musterbriefe unseren eigenen Stil ganz bestimmt beeinflussen, oder mindestens unsere Arbeitsweise sorgfältiger werden lassen.

Diese Briefsammlung hat sich dazu auch in der Schule befruchtend auszuwirken. Es hieße aber gegen den Geist der Verfasser sündigen, wenn man die verschiedenen Beispiele seelenlos kopieren wollte. Es wird nicht einmal zu verantworten sein, die Musterstücke, losgelöst von jeder Bindung, als Briefe in die Klasse hineinzuwerfen. Hiefür sind sie viel zu kostbar. Sie werden dagegen sehr eindringlich wirken, wenn man sie in den gegebenen Lehrstoff einzubauen versteht. Wie wird der Brief über den Hinrichtungsgang Ludwigs XVI. die Klasse bewegen, wenn er an der richtigen Stelle des Geschichtsunterrichts geboten, wie das mahnende Wort der Mutter Goethes leuchten, wenn von der sorgenden Mutterliebe gesprochen wird! Ich denke mir auch, daß man einen Dichter erst so recht aus seinen Briefen verstehen kann. So wird das Kind spüren lernen, was ein Brief in jedem einzelnen Falle zu bedeuten hat und selber vorsichtiger und kritischer werden.

Diese Musterbriefe haben aber auch unseren gebräuchlichen Briefstil zu reinigen. Sie bieten prächtige Beispiele knapper Form ohne jede Fassade. Sie könnten, und das ist das Merkmal des guten Briefstiles, nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen worden sein.

Sehr viele Musterbriefe lassen auch die große Bedeutung des Erlebnisaufsatzes zur Gestaltung des Briefstiles erkennen. Es ist schon so, wie der bekannte Aufsatzmetho-

diker Josef Bächtiger einmal meinte: Es ist so leicht zu flotten Schülerbriefen zu kommen, wenn wir die Kinder einen guten Erlebnisaufsatz erstellen lassen und diesen mit Datum, Anrede und einem geeigneten Schlusse versehen. Wenn damit auch noch keine richtigen Briefe, das heißt aus dem Herzen kommende Schreiben entstehen, so werden sie doch weit besser sein, als das, was so viele erkonstruieren.

Die Erziehung von Kindern sollte man nur Personen anvertrauen, die sehr ausgeglichen, von ihren Leidenschaften geläutert, wirklich von Herzen frei, geistig ohne Eigentumsanspruch auf diese Kinder sind, nicht vor den Schülern glänzen, einen kleinen Hofstaat haben und nicht diese oder jene Rolle spielen wollen. DANIÉLOU

NATURFORSCHER, LEHRER UND HEILIGER

Von Prof. Dr. Emil Spieß, Hauterive

Noch oft begegnet man dem Vorurteil, daß zwischen Naturforschung und religiösem Glauben ein Spannungsverhältnis bestehe. Um so mehr darf ein Mann Interesse beanspruchen, der sowohl erfolgreicher Pionier moderner Naturforschung als auch ein Vorbild heiligmäßiger christlicher Lebensgestaltung gewesen ist: Max Westermaier, der große Botaniker, der an den Universitäten München, Berlin und Königsberg wirkte und als Professor unserer katholischen Hochschule in Freiburg im Rufe der Heiligkeit gestorben ist. Wenn ein solcher *Lehrer aus dem Laienstande* die höchste Ehrung der Kirche empfangen soll, muß das erst recht die Aufmerksamkeit und Begeisterung der katholischen Lehrerschaft wecken.

Professor Westermaier war gründlich als Forscher und gründlich als Mann des Glaubens. Der weltberühmte Botaniker Schwendener an der Universität Berlin pflegte zu sagen: »Westermaier ist mein bester Schüler, wenn er nur nicht so furchtbar katholisch wäre.« Seine Persönlichkeit, sein ganzes Leben und Wirken verkörperte den Satz des großen Apologeten Hettinger: »Die echte Wissenschaft betet.« In der Forscherpersönlichkeit Westermaiers verband sich der strenge, exakte und peinlich gewissenhafte Experimentator mit dem konsequenten und ganzen Denker, der von seinen wissenschaftlichen Ergebnissen zur letzten und höchsten Ursache aufsteigt. Der Forscher und Denker aber war angeregt und getrieben vom gläubigen Christen, der sich freut, als Naturforscher und Denker in der Natur Gottes Gedanken zu erkennen. Die harmonische Verbindung von Naturforscher, Denker und Christ bildete den Kern seiner Persönlichkeit, die aus dieser inneren Harmonie jene abgeklärte Ruhe und Freudigkeit ausstrahlte, die seine ganze Umgebung erfaßte. So befruchtete seine wissenschaftliche Arbeit die religiöse Lebensgestaltung, und der gelebte Glaube wirkte wiederum zurück auf sein wissenschaftliches Streben. Aus der Begeisterung seiner tiefen Überzeugung schreibt Westermaier: »Ist es denn für den menschlichen Geist, der ein Hauch des göttlichen Geistes ist, nicht schön, seinen Gott aus der Natur zu erkennen, soll eine geistige Schwäche darin liegen, den Schöpfer zu bekennen?« Mit Recht betonte er, daß in der Natur die Gedanken Gottes reiner und ungetrübter verwirklicht sind als in den Werken der Kultur und in der Geschichte des Menschen, wo Gottes Pläne durch menschliche Armseligkeit verpfuscht sind. Westermaier macht es den Naturforschern zum Vorwurf: »Wir alle samt und sonders leiden